


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Sagen

aus den

Rheingegenden,

dem

Schwarzwalde

und den Vogesen.

Gesammelt von

Dr. Aloys Schreiber.

Neue Sammlung,

oder

Zweites Bändchen.

Heidelberg, 1839:
Verlagshandlung von Joseph Engelmann.

Seiner Hochgeboren

dem Herrn Grafen

M. von Bentheim-Teklenburg

in

in Frankfurt am Main.

Diese Zueignung soll in ihrer Erinnerung die Tage zurückrufen, wo wir uns im schönen Thale von Baden fanden, und ein geselliger Kreis uns so oft Erheiterung, mitunter auch Belehrung gewährte. Der Inhalt dieses Büchleins kann Ihnen nicht fremd seyn, denn er gehört einem Gebiete an, in welches Sie gerne aus dem Getümmel der Welt flüchten, einem Gebiete, in welchem die Quellen ewiger Jugend fließen, und wo das Leben fortwährend sich neu gestaltet.

Glücklich, wer, wie Sie, auf dem Heerde, wo seine Penaten stehen, auch noch für die Bilder der Pierinnen einen Platz findet, dem, zum freundlichen Loose, das Schöne zu dem Guten beschieden wurde, und der diese Gaben des Himmels dankbar zu pflegen und zu bewahren weiß.

Leben Sie wohl und gedenken Sie bisweilen der aurelischen Quellen, wo Ihr Name noch für Manche eine schöne Erinnerung ist.

Vorrede.

Ich gebe hier eine Nachlese zu meiner früheren Sammlung von Sagen aus dem Rheinland, dem Schwarzwald und den Vogesen. Einige davon sind noch im Munde des Volkes, die meisten aber fangen allmählig an zu verschwinden mit unsern alten Liedern. Das deutsche Volk hat zu viel von der Zeit in sich aufgenommen, als daß es nicht darüber seinen einfachen, reinen Natursinn hätte einbüßen sollen; es schämt sich seiner alten Lieder und Sagen, wie seiner alten Kleidertracht und Sitten, singt Operngesänge, die auf allen Jahrmärkten feilgeboten werden, und liest schlechte Romane, die nachgerade den Weg auch in die Hütte des Landmannes finden. Es wäre zu wün-

schen, daß von unsern Volksliedern und Volkssagen wohlfeile Ausgaben für das Volk veranstaltet und unter demselben verbreitet würden. Nur auf diesem Wege würden jene Dichtungen den Weg wieder dahin zurückfinden, von wo sie ausgegangen.

Baden, im März 1839.

A. Schreiber.

Sagen aus den Rheingegenden und den umliegenden Gauen.

1.

Der Poppele*) von Hohenkrähen.

Auf Hohenkrähen hauste, bis in der letzten Zeit, ein Hauskobold, der weit umher bekannt war unter dem Namen der Poppele von Hohenkrähen. Nachdem die alte Burg zerstört war, verlor er sich viele Jahre hindurch, als aber das neue Schlößchen erbaut wurde, fand er sich plötzlich wieder ein. Er war gutartig und dienstwillig; meist hielt er sich im Stalle auf und half den Knechten bei den Pferden. Bisweilen wandelte ihn aber auch die Lust an, in der Nachbarschaft umherzuschleichen und allerlei Neckereien auszuüben. So sah er eines Tages im Walde bei der Burg ein hübsches munteres Landmädchen, welches einen Korb mit Milch und Eiern auf dem Kopfe trug und lustigen Muthes daher schritt. Im Augenblick verwandelte sich Poppele in einen alten Baumast und legte sich dem Mädchen in den Weg. Das gute Kind stolperte darüber hin, der Korb lag am

---

*) Poppele oder Pappele: Popanz, Ungethüm.

Boden und die Milchtöpfe und die Eier waren zerbrochen. Das Mädchen weinte helle Thränen und jammerte laut. Das ging dem Poppele an's Herz: im Nu war er unbemerkt hinter die Bäume verschwunden, kam jedoch einige Augenblicke nachher wieder zum Vorschein und ging auf das Mädchen zu: „Dir ist ein Unglück begegnet, schönes Kind, tröste Dich aber, siehe, hier ist ein kostbarer Ring mit einem Diamant, den hat die Edelfrau neulich auf der Jagd verloren. Trag ihn hinauf auf das Schloß, sag, Du habest ihn gefunden und sie wird Dir eine Belohnung geben, die wohl Deine Milch und Deine Eier aufwiegt."

Das Mädchen that, wie es Poppele verlangte. Die Edelfrau war hocherfreut, ihren Ring wieder zu bekommen; ihr gefiel aber auch das schöne Mädchen und seine Redlichkeit und sie schenkte ihr ein Goldstück.

Die Edelfrau hatte einen Edelknaben, der frech und keck war, und als er das schöne Bauernmädchen aus der Burg gehen sah, ihm augenblicklich nachschlich. Er holte sie im Walde ein und erlaubte sich allerhand Freiheiten gegen sie. Das Mädchen schrie um Hülfe; im Nu kam Poppele daher gesprungen, hing sich dem Knaben auf den Rücken und sagte zu dem Mädchen: „Eile jetzt fort, ich will den Burschen da eine Weile festhalten, daß er Dich nicht mehr einholen soll." Das Mädchen floh wie ein gejagtes Reh, der Edelknabe aber fluchte und

schimpfte. Er suchte seine Bürde abzuschütteln, doch der Poppele hing an ihm so fest, wie angewachsen. Jetzt bat der Edelknabe und versprach, dem Mädchen nicht nachzusetzen; allein der Kobold bestand darauf, er müsse ihn auf die Burg tragen, was sich denn jener auch am Ende gefallen ließ.

In den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verschwand Poppele plötzlich von Hohenkrähen. Einige Jahre hindurch hörte und sah man nichts mehr von ihm. Eines Morgens fanden ihn die Knechte wieder im Stalle. „Poppele, wo warst Du so lange?“ war ihre erste Frage. „Ach“, sagte er, „ich zog mit Napoleon in Spanien und Rußland herum; aber in dem letzten Lande gefiel es mir gar nicht, darum kehrte ich wieder nach Hohenkrähen zurück.“

2.

Sanct Landolin's Bad.

Aus Schottland kam der Missionair Landolin in den Martingau. Da standen einige arme Hütten und in einer derselben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obdach, von da durchstreifte er die Gegend und suchte ein abgelegenes Plätzchen zu seiner Niederlassung. Ein solches fand er im friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Unditz sich vereinigen, und fing auch alsbald an, den Boden vom Unkraut zu reinigen und urbar zu machen. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin arbeitete, hatte sich ein Häuptling des Landes, Gisok mit Namen, auf den Trümmern eines Römerkastells eine Burg erbaut, die heut zu Tage noch den Namen Gisenburg führt. Ein Jäger Gisok's traf den frommen Mann bei der Arbeit und ermordete ihn. Da entsprangen aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers benetzt hatte, fünf Heilquellen,

die jetzt Sanct Landolin's Bad heißen und noch häufig besucht werden.

Edulf und die Seinigen wurden besorgt, als ihr Gast nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kam. Sie gingen hinaus, ihn zu suchen, und fanden seinen Leichnam, den sie begruben. Auf der Stelle, wo die That geschehen war, bauten sich nachher Mönche ein Kloster und der Ort erhielt den Namen Mönchszelle.

3.

Tegelstein.

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine Wittwe, Anna von Tegelstein, mit einem Sohne und drei Töchtern. Die Mutter war überaus stolz und hartherzig, und gönnte den Armen kaum die Luft und Brot. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächtersfrau in Trauer gekleidet, und sprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, meine einzige Tochter ist gestorben, sie zählte erst achtzehn Jahre und war die Freude meines Lebens. Ich möcht' um ihre schwarzen Locken einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden. Erlaubt, daß ich welche in Eurem Garten breche, wo sie gar schön blühen.“ „Du magst einen Kranz von Nesseln für Deinen Bastard binden“, zürnte die stolze Frau sie an; „Rosen ziemen sich nicht für so gemeines Volk, die sind nur für unsers Gleichen.“

„Nun so mögen denn Eure Rosen zu Todtenkrän-

zen für Eure Töchter werden", sprach die Pächterin entrüstet und verliess das Schloß. Aber ihren Wunsch hatte Gott gehört. Die drei Töchter der Edelfrau starben binnen einem Jahr und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burggarten und so lange das Geschlecht der Tegelsteine blühte, sah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, die Frau Anna gegen Mitternacht im Garten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.

4.

Fürsten=Zell.

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutschland viele Edle und Reißige nach Preußen und Lievland, um dort mit den deutschen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem solchen Zuge schloß sich auch Kurd von Fürstenzell an, dessen Stammschloß auf einem Hügel an der Alb, einige Stunden vom Rhein, lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchter im zartesten Alter zurück. Der Ritter von Fürstenzell wurde schon im ersten Treffen von den Preußen gefangen und zu schimpflichen Knechtsarbeiten verurtheilt. Ueber fünf Jahre brachte er in diesem traurigen Zustande hin, bis endlich ein großer Sieg der Christen ihm Gelegenheit verschaffte, zu seinen Glaubensbrüdern zu entfliehen. Aber jetzt erwachte zugleich das Weh der Heimath in seinem Herzen; er gedachte seiner Gattin und Kinder, und bange Be=

sorgnisse knüpften sich an diese Erinnerung; darum beschloß er, nach Hause zu kehren, legte ein Pilgergewand an und machte sich augenblicklich auf den Weg. Nach vielen Mühseligkeiten sah er endlich das Land seiner Väter wieder und war kaum noch eine halbe Tagereise von seiner Burg entfernt, als er spät am Abend ein Nonnenkloster erreichte, wo er um Herberge ansprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet; hierauf rief die Schaffnerin des Klosters ein junges Dienstmädchen herbei und befahl ihr, den Pilger in die Herberge zu führen, die einige hundert Schritte vom Kloster entfernt lag. Bertha, so hieß das Mädchen, war eine schmucke Dirne von ungefähr achtzehn Jahren und schien sehr überrascht, einen Pilgrim zu sehen, der aus so fernen Landen kam und für das Kreuz gestritten.

„Ihr kommt aus Preußen", fragte sie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugierde verrieth.

„Ja, mein Kind."

Ein Ach! entschlüpfte bei dieser Antwort dem Busen des schönen Mädchens.

„Du seufzest", sagte der Pilgrim, „hast Du vielleicht einen Bruder oder Vater der mit den deutschen Schaaren in jenes Land gezogen?"

„Nein, nein“, erwiederte die Jungfrau etwas verlegen. „Aber ein Rittersmann aus unserer Gegend ist vor mehr als fünf Jahren zu den Schwertbrüdern gegangen, und Niemand weiß, ob er noch lebt oder seinen Tod gefunden hat.“

„Wie heißt der Mann“, fragte hastig der Pilgrim.

„Kurd von Fürstenzell.“

„Ich kenne den Ritter, er ist auf dem Heimwege zu den Seinen“, rief der Pilgrim. „Aber weißt Du vielleicht Bescheid von ihnen“, setzte er mit ungewisser Stimme hinzu.

„Wohl weiß ich Bescheid: ach der arme Ritter.“

„Um Gotteswillen, laß mich Alles hören, auch das Schlimmste.“

Sie hatten unterdessen die Herberge erreicht, vor welcher eine Bank stand. Das Mädchen drückte den Pilgrim sanft auf die Bank nieder, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand. „Ritter Kurd von Fürstenzell findet seine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malsch, und seine Gattin im Grabe.“

„Meine Burg, meine Gattin, meine Elsbeth, meine armen Kinder, wo sind die wohl?“

„Gott“, rief das Mädchen, und stürzte in die

Arme ihres Vaters: „ich bin Eure Irmentraut, meine Schwester ist hier im Kloster."

Bertha erzählte nun, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet, und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürstenzell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte noch ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter in dunkler Nacht mit ihren Kindern geflohen; wie sie eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin", setzte sie hinzu, „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn sie befürchtete Alles von der Hinterlist des Ritters von Malsch. Meine Herkunft um so sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden."

„Meine Tochter eine Magd, eine Leibeigene!" rief der Pilger in wildem Ingrimme.

„Zürnt nicht, Vater", sagte die Jungfrau; „man läßt mich nur ganz leichte Dienste verrichten, und die Aebtissin hatte nur unsere Rettung im Auge."

Nach langem Nachsinnen gebot der Pilger seiner Tochter, das tiefste Stillschweigen über das Begebniß zu beobachten. Er wolle die Nacht über mit sich selbst

zu Rathe gehen, was in dieser bedenklichen Lage zu thun seyn möge.

Auf der Burg Fürstenzell war einige Tage später ein großes Bankett, welches der Ritter den Edlen aus der Nachbarschaft gab. Bei der Tafel herrschte die ungebundenste Lust, als ein Diener bleich, athemlos mit der Nachricht hereinstürzte: der Geist des alten Kurd von Fürstenzell sey in der Burgkapelle erschienen. Ein Grauen ergriff die Gäste und einige derselben dachten an einen schnellen Rückzug. Diethers Blicke waren starr nach der Saalthüre gerichtet. Diese öffnete sich jetzt plötzlich und herein trat der Pilgrim. Sein bleiches Gesicht, seine von Leiden gefurchte Stirn und Wangen, die dünnen weißen Locken und der verwirrte lange Bart gaben ihm das Ansehen, als komme er aus dem Grabe. Die Ritter waren wie in Stein verwandelt. Langsam schritt der Pilgrim an der Tafel hinauf bis zu dem Stuhle, wo Diether saß, legte diesem die Hand auf die Schulter und sagte; „Du bist der Räuber meines Eigenthums, der Mörder meiner Elsbeth!“ Diether's Blut gefror zu Eis, er machte eine Bewegung, fiel aber vom Stuhl zur Erde und war eine starre Leiche.

„Gott, ich danke Dir, daß Du gerichtet“, rief jetzt der Pilgrim und faltete die Hände: dann wandte er sich an die anwesenden Ritter: „Kennt Ihr

mich nicht mehr und seyd doch zum Theil meine alten Waffengefährten? Wunderbar hat mich der Herr gerettet aus vielen Irrsalen." Er erzählte nun, wie es ihm ergangen und Alle freuten sich aufrichtig seiner glücklichen Heimkehr und erkannten in dem plötzlichen Tode des Ritters von Malsch Gottes Fügung.

5.

Die Teufelskanzel.

Nicht weit von der Teufelskanzel lebte einst ein Einsiedler, der wollte gern ein Kirchlein bauen, aber es fehlte ihm an Geld und Arbeitern. Da trat der Teufel zu ihm und sagte: „Ich will Dir ein Kirchlein bauen, und zwar in drei Tagen, wenn Du mir erlaubst, für mich eine Kapelle daneben zu errichten.“ Der Einsiedler meinte, das könne er wohl eingehen, denn die Leute würden doch lieber das Wort Gottes hören, als das Wort des Teufels. Dieser hielt Wort: in drei Tagen stand das Kirchlein da, aus stattlichen Porphyrfelsen aufgebaut, und drei Tage später sah man nicht weit davon eine zierliche Kapelle, da, wo jetzt die Teufelskanzel ist. In den ersten Wochen erhielt das Kirchlein des Einsiedlers großen Zulauf; aber der Teufel wußte doch auch bald einige Kunden anzulocken, und als diese nicht satt werden konnten des Lobes von dem guten Weine, den der Teufel auf-

tische und von anderer Kurzweil, die man dort finde, da besuchte Niemand mehr das Kirchlein und die Predigten des Einsiedlers; er verließ darum den Ort und baute sich da, wo die Engelskanzel gestanden, ein anderes Kirchlein, und es gelang ihm, Viele, die der Teufel verführt hatte, wieder für das Gute zu gewinnen.

6.

Das Bergweiblein.

Im untern Schwarzwald liegen die Ruinen der Burg Bosenstein. Das Geschlecht ist längst erloschen. Vor vielen Jahren lebte hier ein Ritter, der eine einzige Tochter hatte. Ida, so hieß das Mädchen, war erst zehn Jahre alt, aber ausnehmend schön und eben so gut. Wer sie mit den geringelten gelben Locken um das wie Mairosen blühende Gesicht und mit dem süßen Lächeln um die Lippen sah, der hätte sie wohl für einen Engel von Guido oder Raphael halten mögen. Ida erging sich oft im Walde, der an die väterliche Burg angrenzte, pflückte Blumen und Kräuter und lauschte dem Gezwitscher der Vögel. Da gesellte sich manchmal ein kleines grau gekleidetes Weiblein zu ihr und wußte durch freundliche Worte und wunderbare Erzählungen ihre Gunst zu gewinnen. Eines Tages brachte das Weiblein dem Mädchen einige Goldstufen und ein Stück gediegenen Goldes.

„Damit kannst Du spielen", sagte sie: „so kostbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter." Ida freute sich über das Geschenk, und als sie damit nach Hause kam, zeigte sie es ihrem Vater. Aber in dem Herzen des Ritters regte sich augenblicklich die böse Begierde. Er erkannte den Werth dieser Geschenke, und gar zu nahe lag der Gedanke, das Waldweiblein müsse im Besitze großer kostbarer Vorräthe an solchen Dingen seyn. Nachgerade trieb ihn seine Habsucht zu einem unglücklichen Entschlusse.

Am folgenden Tage spielte Ida wieder, wie gewöhnlich, im Walde, und auch die geheimnißvolle Gesellschafterin fand sich wieder ein. Da stürzten plötzlich mehrere Knechte des Burgherrn hervor, die hinter den Bäumen und Felsstücken gelauert hatten, ergriffen das Weiblein, schleppten es auf die Burg und vor den Ritter. Dieser fuhr sie mit rauhen Worten an und sagte, indem er auf das Gold deutete:

„Woher hast Du das?"

„Ei, aus meiner Heimath", antwortete das Bergweiblein.

„Bei Euch giebt es wohl einen Ueberfluß an solchen Schätzen. Ich gebiete Dir, mir zehn Körbe voll davon zu bringen."

„Ich bin nicht Deine Eigene", versetzte das Weiblein und werde Dir nicht gehorchen.

„Ich werde Dich in den Thurm werfen lassen, bis Du anderes Sinnes wirst“, zürnte der Ritter.

„Wohl zum Dank, daß ich Deinem Kinde dieses Spielzeug gebracht“, kicherte das Weiblein, und ihr Kichern klang so unheimlich, daß dem Burgherrn ein Grauen anwandelte; allein der Glanz des Goldes überwältigte schnell jede andere Regung, und er befahl, das Weiblein ins Gefängniß zu führen, wenn sie nicht verspräche, seinem Befehl zu gehorchen.

In diesem Augenblick kam Ida fast athemlos herzugelaufen und bat den Vater mit Thränen, doch ja der guten Frau zu schonen, die so freundlich gegen sie gewesen und so gut. Der Ritter blieb ungerührt. Das Weiblein aber sagte: „Dieses Mägdlein ist Dein guter Engel! jetzt laß mich wegführen.“

Ida bestand darauf, mit dem Weiblein eingesperrt zu werden, aber der Vater riß sie unsanft hinweg und schleuderte sie in eine Ecke, das Weiblein aber wurde abgeführt in den Thurm.

Es folgte diesem Tage eine furchtbare Nacht. Ein schrecklicher Sturm erhob sich, und es schien, die ganze Burg würde in Trümmer zusammenstürzen. Zwischen dem Geheul des Windes vernahm man seltsame Stimmen und gellende Hammerschläge. Als die Sonne heraufstieg, meldete ein Knecht dem Ritter, in den Thurm

sey ein großes Loch gebrochen und die Gefangene entflohen.

Jetzt ergriff Bangigkeit die Seele des Burgherrn, die in Entsetzen überging, als eine Magd die Nachricht brachte, Ida's Bett sei leer und keine Spur von dem Fräulein zu finden.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden ausgeschickt, die Gegend zu durchstreifen, aber alle kehrten heim mit der trostlosen Nachricht, daß ihre Mühe des Nachsuchens verloren gewesen. Der Ritter gerieth in Verzweiflung; er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, raufte sich die Haare aus, und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Theil seiner Güter an Klöster zu vergeben, ja selbst als Pilgrim nach Einsiedeln zu wallen, wenn ihm seine Ida wieder gefunden würde. Endlich langte noch ein Knecht an, welcher das Fräulein gesehen. Aber seine Kunde war nicht gemacht, die Angst zu zerstreuen. Eine Viertelstunde von Bosenstein erhob sich ein hoher, steiler Fels, den noch Niemand zu ersteigen vermocht. Auf der Kuppe dieses Felsens hatte er die kleine Ida neben dem Waldweiblein sitzen gesehen. Der Ritter eilte dahin mit seinen Leuten. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie Ida bei der Hand und sprang mit ihr auf der andern Seite des Berges hinab, so hastig, daß man glaubte, sie müßten Beide Hals und Bein ge-

brochen haben. Indeß kam der Ritter diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als er auf die andere Seite des Felsens kam, saß Ida ruhig am Boden und neben ihr standen zwei mit Moos bedeckte Körbe. Der Ritter wähnte, sie seyen mit Gold gefüllt, aber es war nichts darin als Steinkohlen, und darauf lag ein Zettel mit den Worten: „Dem goldgierigen Ritter von Bosenstein."

7.

Der Bannacker.

In der Nähe der Ulmenburg liegt ein Acker, der den Namen des Bannackers führt. Von dem Ursprung dieses Namens wird folgende Sage erzählt:

Frau Judith, die Wittwe des Kastellans auf Ulmenburg, lebte seit dem Tode ihres Mannes in einem Häuschen unweit der Burg, großentheils vom Ertrage eines kleinen Feldes, welches ihr gehörte. Sie hatte eine einzige Tochter, Imma, die zum schönen Mädchen heranwuchs. Als sie sechzehn Jahre alt war, pflanzte Frau Jutte einen Acker mit Flachs, den sollte ihre Tochter selbst spinnen und die aus dem Gespinnst gewebte Leinwand sollte zu des Mädchens Aussteuer aufbewahrt werden.

Es wohnten aber in der Nachbarschaft einige lose Gesellen, die es für bequemer hielten, zu stehlen, als zu arbeiten, und die es besonders auf Plünderung der Felder abgesehen hatten. Der Flachs, den Frau Jutta gesät, ge-

dieh vortrefflich und war der schönste in der Gemarkung. Deß freute sich die Wittwe über die Maßen, aber Imma sagte traurig: „Gewiß werden ihn mir die Diebe stehlen."

„Da wollen wir ihnen vor thun", brummte die Wittwe. „Ich weiß ein Sprüchlein, das lernst Du auswendig und gehst hinaus auf den Flachsacker und sagst es her, und wenn die Diebe den Acker betreten, so sind sie festgebannt und können nicht mehr entweichen."

Imma lernte den Segen, und als am nächsten Sonntag die Festglocke den Tag verkündigte, ging sie hinaus und sprach wie folgt:

„Dieb oder Diebin, ich binde euch mit dem Bann, mit dem Christus die Hölle gebunden, mit seinen heiligen Wunden. Es stehen drei Ilgen auf unsers Herrgotts Grab; die erste ist gütig, die zweite ist sanftmüthig, die dritte ist sein göttlicher Will, wer darunter ist, muß halten still, so lang Gott und ich es will."

„Wohl drei und dreißig Engel bei einander saßen und mit Maria die Ehren pflogen, da sprach der heilige liebe Daniel; schaut, liebe Frau, ich sehe Diebe herangehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsre liebe Frau zu St. Peter: Bind, St. Peter, bind. Da sprach St. Peter: Ich habe festgebunden mit einem Band, mit Christi selbst eigener Hand. Also sind meine Diebe

gebunden mit Christi selbst eignen Händen, wenn sie einen wollen stehlen, im Hause, im Kasten, auf Wiesen oder Acker, im Holz oder Felde."

Nachdem Imma diesen Segen gesprochen, kehrte sie nach Hause zurück, nicht ohne bängliche Erwartung des Erfolgs, der auch nicht getäuscht wurde. Denn als sie am Morgen des nächstfolgenden Tages vor Sonnenaufgang, gemäß der Vorschrift, auf den Flachsacker ging, fand sie daselbst zwei junge Burschen festgebannt, so zwar, daß sie unfähig waren, sich von der Stelle zu bewegen. Sie jammerten und flehten die Jungfrau, sie doch vom Bann zu lösen, aber obgleich des Mägdleins Herz nicht arm an Erbarmen war, so konnte sie doch das Verlangen der Gefangenen nicht gewähren, denn sie hatte unglücklicherweise die Lösungsformel vergessen, und man mußte zuletzt einen Geistlichen herbeiholen, um sie von dem Zwange frei zu machen. Dadurch wurde der Vorfall kund und der Acker erhielt vom Volke den Namen des Bannackers.

8.

Die Wolfshöhle.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht sich links ein Fußpfad in die Tiefe hinab, der zu einer Felsenmasse führt, die insgemein die Wolfsschlucht genannt wird. Einst verirrte sich in einer Mondscheinnacht ein armer Fiedler dahin, der von einer Bauernhochzeit heimkehrte und des Weines etwas zu viel genossen hatte. Die Gegend erschien ihm so ganz fremd, daß er nicht wußte, in welcher Richtung seine Heimath lag. Müde lehnt er sich an die Felsenwand und seine Augen werden immer kleiner, da hört er, daß etwas durch das Gebüsch raschelt, und seine Furcht geht in Entsetzen über, als er jetzt einen großen Wolf erblickt, der die funkelnden Augen auf ihn richtet. In der Angst seines Herzens fängt er auf seiner Geige alle Tänze zu spielen an, die er gelernt und verlernt. Der Wolf scheint anfangs nur überrascht, als aber der Fiedler immer wilder und wilder auf den Saiten herum-

tobt, da ging sichtbar sein Erstaunen in Furcht über, und er entfernte sich rasch, als ob die Büchse eines Jägers ihm dräute.

Der Wolf war längst ins Weite, als der arme Geiger noch immer mit allen Mistönen seines Instrumentes die Wildniß erfüllte, bis endlich der Morgen anbrach und der Fiedler sich von aller Gefahr befreit sah.

9.

Die Pfalz im Rheine.

Auf dem Hügel, an welchen sich das weinreiche Bacharach lehnt, stehen noch die Trümmer der einst weiten und festen Burg Staleck. Sie war im zwölften Jahrhundert ein Eigenthum des Pfalzgrafen Konrad aus dem Hause der Hohenstaufen, der eine einzige Tochter hatte, Agnes mit Namen. Der Ruf von ihrer Schönheit ging durch ganz Deutschland, und viele Ritter und Herren zogen nach Bacharach, um sich ihres Anblicks zu erfreuen, wenn sie auch nicht hoffen durften, ihre Hand davon zu tragen. Die Kunde davon kam auch zu den Ohren des tapfern Heinrich Welf von Braunschweig, und er brannte vor Verlangen, die Jungfrau zu sehen, deren Preis in allen Ländern erschallte. Die Welfen waren aber seit lange feindlich gesinnt gegen die Hohenstaufen, und Kaiser Friedrich der Rothbart, ein Halbbruder Konrad's, hatte jenen den Untergang geschworen. Heinrich durfte sonach nicht wagen, nach Staleck zu gehen, wenn er sich nicht großer Gefahr aus-

setzen wollte, und auf keinen Fall konnte er der Hoffnung Raum geben, die schöne Agnes als Gattin heimzuführen. Doch einst, bei einem lustigen Gelage, dem einige Ritter beiwohnten, die im Lobe der schönen Pfalzgräfin kein Ende finden konnten, vermaß sich Heinrich, er werde nach Bacharach gehen, um das Wunderbild mit eigenen Augen zu schauen. Des andern Tages machte er sich auch wirklich dahin auf den Weg, gefolgt von einem alten treuen Lehnsmann, Hans von Gleichen und einem Diener. Als sie noch eine Tagereise vom Rhein entfernt waren, tauschten sie ihre Kleider um, und gaben sich für Pilger aus, die nach Köln ziehen wollten. Auf Staleck, wo sie um eine Nachtherberge baten, wurden sie freundlich aufgenommen. Der Pfalzgraf war eben abwesend, aber die Pfalzgräfin und ihre schöne Tochter kamen ins Gemach, wo die Fremdlinge beim Abendbrot saßen, hießen sie willkommen und die Gräfin füllte einen Becher mit köstlichem Wein, den Agnes ihnen darreichte.

Heinrichs Herz wurde vom Anblick der Jungfrau wie von einem Zauber ergriffen, denn eine unbeschreibliche Huld war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Er hatte Mühe, sich zu fassen und auf die Fragen der Frauen mit Besonnenheit zu antworten.

„Ihr kommt von Braunschweig", fragte die Pfalzgräfin unter Andern, „erzählt mir doch etwas von Hein-

rich, Euerm jungen Herrn! Er ist nicht der Freund unsers Hauses, allein er soll edeln Sinn haben und nicht rauh und hart seyn gegen seine Leute, und das muß man auch am Feinde schätzen.

Heinrich gerieth in sichtbare Verlegenheit, aber der von Gleichen nahm augenblicklich das Wort und redete viel zum Lobe des Braunschweigers. „Nur Eins“, setzte er hinzu, „nur Eins muß ich an ihm tadeln: er ist ein Wagehals, und sein Muth ist stets größer, nicht nur als die Gefahr, sondern auch als die Klugheit.“

„Das haben die Welfen mit den Staufen gemein“, bemerkte die Gräfin. „Der Fuchs ist wohl auch klüger, als der Löwe, darum wollen wir aber doch nicht jenen über diesen stellen.“

Heinrichs Augen leuchteten bei diesen Worten der Pfalzgräfin, und er hätte ihr mögen die Hand drücken. Sie bemerkte wohl, daß etwas in seinem Innern vorging, wußte es aber nicht zu deuten; doch verweilte ihr Auge forschend auf seiner Gestalt.

„Es ist seltsam“, fing sie nach einer Weile an, „es ist seltsam, wie die Sachen in der Welt gehen, und man muß wohl bei den meisten Ereignissen im menschlichen Leben die Wahrheit des Sprüchwortes anerkennen: der Mensch denkt und Gott lenkt. Als ich mein sechszehntes Jahr erreicht hatte, sollte ich dem Vater Eures Herrn verlobt werden.“

Heinrichs Verlegenheit wuchs bei dieser Rede; er fürchtete, sich zu verrathen, schützte eine Uebelkeit vor und eilte in's Freie hinaus. Die Pfalzgräfin und ihre Tochter glaubten an das Vorgeben des Fremden und zeigten sich recht besorgt um ihn. Der von Gleichen äußerte jedoch, es habe nichts auf sich. „Junges Blut kommt leicht in Gährung“ sagte er; „ein oder zwei Feldzüge werden es schon zur Ruhe bringen. Das wilde Brausen und Stürmen war ehemals auch in mir, aber das Leben hat mich abgekühlt, und so wird's dem jungen Gesellen auch gehen.“

Die Pfalzgräfin forschte auf eine gute Weise nach der Herkunft ihrer Gäste.

„Ich will Euch nicht bergen“, antwortete der Pilger, „daß wir Lehensmänner des Braunschweigers sind. Ein Gelübde führt uns an den Rhein; im Lande ist jetzt Friede, aber das Herz braucht auch seinen Gottesfrieden.“

Heinrich trat wieder herein und die Frauen entfernten sich. Als die Pilgrime in der Frühe des andern Tages Staleck verließen, fanden sie am Ufer ein Schiff in Bereitschaft, welches die Pfalzgräfin bestellt hatte, um sie nach Köln zu bringen. Auch ließ sie ihnen sagen, sie möchten bei der Rückkehr wieder Herberg auf dem Schlosse nehmen.

Auf die holde Agnes hatte die herrliche Gestalt des

Braunschweigers einigen Eindruck gemacht, doch wäre dieser ohne Zweifel bald vorübergegangen, wenn nicht die Mutter das Gespräch auf ihn geleitet und die Vermuthung geäußert hätte: er möge wohl von edlem Stamme seyn, und sein Gesicht sehe ganz in das Geschlecht der Welfen.

Agnes erschrack bei diesem Namen, denn die Welfen waren ja die geschworenen Feinde ihres Hauses. Die Mutter bemerkte es, und sagte:

„Wollte Gott, dieser Pilgrim wäre Heinrich von Braunschweig und ein guter Engel hätte ihn nach Staleck geführt, um den alten Haß durch einen neuen Liebesbund zu tilgen.

„Der Vater würde dies nie zugeben", lispelte Agnes in anmuthiger Verwirrung.

Die Pfalzgräfin streichelte ihr lächelnd die Wange. „Dein Vater ist starrsinnig", sagte sie, „allein mich schreckt das nicht."

Im Gemüthe der Jungfrau ging seit dieser Unterredung eine sichtbare Veränderung vor. Sie versank in stille Schwermuth und stand stundenlang auf dem Söller und schaute träumerisch den Rhein hinab. Sechs Tage gingen so vorüber, da kamen die Pilgrime wieder von ihrer Betfahrt zurück nach Staleck, und wurden der Pfalzgräfin gemeldet. Sie ließ Heinrich allein vor sich bringen, und fragte mancherlei über Köln und wie

es ihm unterwegs ergangen. Nachdem das Gespräch eine Weile gedauert, sah sie ihn gar freundlich an und sagte: „Ihr könntet mir etwas Angenehmes erweisen."

„Wenn ich das könnte, würde ich mich glücklich preisen", antwortete der Braunschweiger.

„Es steht nur bei Euch, und ist etwas, was jeder Ehrenmann thun mag."

„Ihr habt mein Wort, Frau Pfalzgräfin", rief Heinrich, „gebietet Eurem Diener."

„Sagt mir Euren Namen!"

„Ich bin Heinrich von Braunschweig", erwiederte dieser mit edlem Stolze. „Der Ruf von der Schönheit Eurer Tochter hat mich hierher gezogen. Vielleicht seht ihr jetzt in mir nur den Welfen, den Feind der Hohenstaufen; aber ich schwöre bei dem Gott, der uns sieht und hört, der erste Blick in die Augen der holdseligen Agnes hat mein Herz mit so viel Liebe erfüllt, daß für den Haß kein Raum mehr darin ist."

„Unter diesem Dache wird die Gastfreundschaft nicht verletzt, und am wenigsten an Euch", entgegnete die Gräfin und reichte ihm die Hand.

„Möchte der Pfalzgraf auch so gestimmt seyn", seufzte Heinrich, „dann würde ich ihn bitten, mich zum Eidam anzunehmen."

Die Gräfin besann sich eine Weile und ergriff alsdann seine Hand. „Ich sollte Eurem Vater zu Theil

werden", sagte sie, „aber ich sehe wohl, der Himmel hat unsere Kinder für einander bestimmt. Kommt mit mir!"

Sie führte ihn hierauf in das Gemach ihrer Tochter, die beim Anblick des schönen Pilgrims zusammenschrack und sich kaum zu fassen wußte.

„Agnes", sagte die Mutter, „rathe einmal, wer hier vor Dir steht? — Es ist Herr Heinrich von Braunschweig, der um Deine Hand wirbt."

„Liebe Mutter", lispelte Agnes, „ich will das mit Euch bedenken." Sie warf bei diesen Worten einen schüchternen Blick auf den Jüngling und barg ihr glühendes Antlitz am Busen der Mutter.

Heinrich entfernte sich jetzt, denn er fühlte wohl, daß seine Gegenwart in diesem Augenblicke für die Jungfrau drückend sey. Er ging in den Burggarten und mochte wohl da einige Stunden auf und abgewandelt seyn, als ihm die Pfalzgräfin das ersehnte Jawort brachte. Beide überlegten nun, was ferner zu thun seyn möchte, den Pfalzgrafen zu gewinnen, und sie kamen überein, Heinrich sollte nach zwei Tagen Staleck verlassen und heim nach Braunschweig ziehen und dort Botschaft erwarten, wie Konrad die Sache aufgenommen. Auf Staleck sollte indessen Alles noch ein tiefes Geheimniß bleiben.

Die beiden Tage der ersten Liebe gingen für Agnes

und Heinrich gar schnell vorüber. Die Mutter hatte ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet, und Heinrich hatte den Schwur gethan, Agnesen treu zu bleiben und sie als seine Gattin zu betrachten, auch wenn das Schicksal sie auf immer von ihm trennen würde. Der Abschied war schmerzlich, doch besaß die Jungfrau Muth und Entschlossenheit. „Alles um Liebe, dieß sey unser Denkspruch!“ Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum letzten Lebewohl „und Alles um Liebe!“ erwiederte Heinrich, drückte die Verlobte noch einmal an sein Herz und eilte dann an den Rhein hinab, wo die Gefährten sein warteten.

Der Vorhang war indeß auf Staleck nicht ganz geheim geblieben, und als Pfalzgraf Konrad einige Tage nachher zurückkam, erfuhr er bald, was die Gemahlin und Tochter ihm noch hatten verbergen wollen. Er stellte sich jedoch, als wäre ihm nicht das Mindeste zu Ohren gekommen. Vielmehr schien er weit aufgeräumter als sonst, so zwar, daß es die Pfalzgräfin als ein gutes Zeichen ansah, und bei der ersten besten Gelegenheit die Rede anf den Braunschweiger brachte. Konrad wußte sie schlau bei dem Gegenstande festzuhalten und sie ergoß sich zuletzt ganz unverholen in das Lob des jungen Welfen.

Der Pfalzgraf versetzte lachend: „am Ende hättest Du wohl Lust, ihm unsere Agnes zum Weibe zu geben?“

Dies sagend, entfernte er sich, ohne die Antwort abzuwarten. Die Pfalzgräfin war recht froh, daß er die Sache nicht schlimm aufgenommen, und eilte alsbald zu ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von der Unterredung.

„Vielleicht wenn er selbst käme", sagte Agnes, halb hoffend, halb ängstlich.

Die Mutter fand den Gedanken vortrefflich, und es wurde beschlossen, dem Braunschweiger Botschaft zu schicken, und ihn einzuladen, sobald als möglich auf Staleck einzutreffen.

Etwas abwärts von Staleck, nah am rechten Rheinufer, ragte ein breiter Fels aus dem Strome, mit einer Fischerhütte. Die Pfalzgräfin hatte diese Stelle lieb, und wenn sie Morgens aus ihrem Fenster in die herrliche Landschaft hinausschaute, verweilte ihr Auge besonders gern auf der Felsenhütte. Den Tag nach ihrer Unterredung mit ihrem Ehegemahl bemerkte sie, daß die Hütte verschwunden war, und viele Menschen sich beschäftigten, an der Stelle derselben ein anderes Gebäude aufzuführen.

Sie wußte die seltsame Erscheinung nicht zu erklären und fragte den Pfalzgrafen, was das zu bedeuten habe? Er antwortete mit einem halben Lächeln: „Die Kaufleute fahren mir den Zoll ab, drum will ich ihnen eine Falle bauen."

Sie hielt das Vorgeben für Ernst, und ihr Herz gab sich ganz der Hoffnung hin, das Glück ihrer Agnes bald in schöner Blüte zu sehen. Heinrich konnte bald von Braunschweig eintreffen, und das Uebrige, meinte sie, würde sich von selbst geben. Allein noch bevor der Braunschweiger anlangte, dessen Reise durch einige widrige Vorfälle verzögert wurde, war der Thurm auf dem Fels im Rheine fertig, und als die Pfalzgräfin eines Morgens nach ihrer Agnes fragte, die sie umsonst auf ihrem Gemach gesucht hatte, erzählte ihr ein treuer Knecht ganz heimlich, und mehr mit Geberden als Worten: der Herr Pfalzgraf habe sie Nachts in den neuerbauten Thurm geführt und sie dort, nebst einem Diener und ein Paar Mägden, eingesperrt.

Diese unerwartete Nachricht schnitt der Pfalzgräfin tief ins Herz. Allein sie verlor die Besonnenheit nicht und die Begierde, sich an ihrem Gemahl zu rächen, war größer, als der Kummer über das Schicksal ihrer Tochter. Unter den Leuten des Pfalzgrafen befand sich ein kühner, verschlagener Knappe, Rütiger mit Namen; diesem vertraute sie sich und fertigte ihn mit einem Brieflein an den Braunschweiger ab, den er, ihrer Rechnung nach, unterwegs treffen mußte; zugleich fand sie einen sichern Weg aus, der armen Agnes einige Nachrichten zukommen zu lassen. Der Burgvogt hatte eine abgerichtete Brieftaube, die in wenigen Tagen die

Reise nach dem Thurm machen lernte. Gegen ihren Gemahl zeigte die Pfalzgräfin einen stillen, verschlossenen Gram; sie legte Trauerkleider an und verschloß sich stundenlang in ihr Gemach.

Es nahte der Geburtstag der schönen Agnes; seit siebzehn Jahren zum ersten Mal ein Tag der Trauer auf Staleck. Am Vorabend, als die Pfalzgräfin eben im Erker der Burg saß, und den Strom hinabschaute, trat ihr Gemahl zu ihr herein und faßte freundlich ihre Hand mit den Worten: „Du sollst morgen zum zweiten Mal Deine Agnes erhalten. Ihr habt Beide gebüßt für Eure Thorheit, und ich denke, das hat Euch zu Verstand gebracht. Die Welfen sind unsere Feinde."

„Aber was hat Heinrich Dir gethan?" fiel die Pfalzgräfin ein.

„Ist er nicht ein Welfe?"

„Kann er mehr dafür, als Du, daß Du ein Hohenstaufe bist?"

Der Pfalzgraf rieb sich die Stirn und sah finster zur Erde. Die Pfalzgräfin warf sich an seinen Hals.

„Versprich mir", rief sie, „versprich mir, Deiner Tochter zu verzeihen und auch dem Braunschweiger."

„Verzeihen, und am Ende das alte Lied von neuem hören", brummte Konrad, und versuchte sich von seiner Gemahlin loszumachen; allein sie hielt die Hände fest

um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Nur verzeihen sollst Du ja, nichts als verzeihen."

„Nun meinetwegen", rief der Pfalzgraf; „aber auch nichts weiter als verzeihen!"

„Ich habe also Dein Wort?"

Konrad sah seine Gattin mit Blicken des Unwillens an. „Gilt Dir mein Ja nicht mehr?" fragte er ärgerlich.

„O es gilt mir mehr, als ein Eidschwur", sagte die Pfalzgräfin, „und damit Du siehst, wie fest ich auf dieses Ja! der Verzeihung baue, so will ich Dir eröffnen, daß unsere Agnes die Gemahlin Heinrichs von Braunschweig ist."

Der Pfalzgraf stand sprachlos vor Ingrimm; ohne ein Wort hervorzubringen, verließ er das Gemach und stürmte hinab in den Garten. Die Pfalzgräfin kannte seinen Sinn und seine Weise, und es war ihr ein gutes Zeichen, daß er seinen Zorn nicht in Drohungen ausgeschüttet. Nach ohngefähr einer halben Stunde trat er wieder zu ihr herein, zwar etwas finster und rasch, doch ohne Heftigkeit.

„Wie kam Heinrich in den Thurm"? fragte er.

„Er schwamm hinüber."

„Durch wen erhielt er Botschaft?"

„Durch mich."

„Wer machte den Briefträger zwischen Dir und Agnes?“

„Die Taube des Burgvogts.“

Der Pfalzgraf schritt jetzt das Zimmer einige Male auf und ab und schien nachzudenken. Die Pfalzgräfin folgte ihm mit unverwandten Blicken, denn sie verstand es, in seinen Gebehrden zu lesen. Er stellte sich an das Fenster mit untergeschlagenen Armen und schaute lange den Strom hinab. „Der Thurm soll mir doch nicht umsonst erbaut seyn“, sagte er endlich für sich hin.

„Was meint mein Herr und Gemahl?“ fragte die Pfalzgräfin mit schmeichelnder Stimme.

„Ich meine“, versetzte der Pfalzgraf, „ich meine, daß Agnes in diesem Thurme bleiben soll, bis ihre Niederkunft erfolgt ist. Ob ihr Gemahl ihr Gesellschaft leisten will, das stell' ich in sein Belieben.“

Die Pfalzgräfin versuchte umsonst alle weiblichen Zauberkünste, um ihn auf andere Gesinnung zu bringen; er beharrte fest bei seinem Entschlusse, und wollte weder seine Tochter noch ihren Gemahl sehen, bis sie ihm einen Enkel bringen würden, der in dem Thurm geboren worden.

Dies geschah denn auch, und die Jungfrau kehrte als Gattin und Mutter nach Staleck zurück.

Von dieser Sage hat sich eine andere gebildet, nach welcher in der Pfalz bei Caub die rheinischen Pfalzgräfinnen jedesmal ihre Niederkunft hätten halten müssen.

---

10. St. Goar.

In dem schauerlichen Felsenthale, welches noch jetzt seinen Namen trägt, baute sich im Jahr 575 der heilige Goar seine Zelle. Diese Gegend wurde von armen Fischern bewohnt und war sehr gefährlich für die Schiffenden. Der fromme Mann nahm hier seinen Wohnsitz, um denen die Schiffbruch gelitten, beizustehen, und die Fischer in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten. Auch fand jeder müde Wanderer in seiner Zelle ein Obdach und ein Pilgermahl. Kein Wunder, daß der Name des wohlthätigen Eremiten weit und breit bekannt wurde. Auch König Siegbert hörte von ihm und rief ihn an seinen Hof und wollte ihn zum Erzbischof von Trier machen, aber der demüthige Goar schlug es aus und kehrte zu seinen armen Fischern zurück.

Als er alt und siech auf dem Sterbebette lag,

schickte ihm König Siegbert zwei Priester, und ließ später ein Kirchlein auf dem Grabe des heiligen Goar bauen, welches bald mit Gütern und Opfern reichlich beschenkt wurde. Wunder geschahen an seinem Grabe und seine Zelle blieb nach wie vor der Sitz der Gastfreundschaft, und wer kalt und gleichgültig vorüberging, dem begegnete gewiß etwas Schlimmes. So geschah es Karl dem Großen, als er auf einer Rheinreise gleichgültig an der Zelle des Heiligen vorüberfuhr. Er wurde plötzlich von einem so dicken finstern Nebel umgeben, daß er zwischen St. Goar und Koblenz auf offenem Felde übernachten mußte. Seine Söhne Carl und Pipin, welche tödtlichen Haß gegen einander trugen, fanden sich am Grabe des Einsiedlers und plötzlich war aller Groll in ihnen geschwunden und sie sanken sich versöhnt in die Arme. Auch Carls geliebte Gemahlin, Fastrade, suchte hier und fand Genesung von einer schmerzlichen Krankheit.

Räuber zerstörten später das Grab des heiligen Goar und verbrannten die Kirche, in welcher manches kranke Herz Linderung, und die Zellen, in denen viele müde Wanderer gastliche Aufnahme gefunden hatte.

11. Die heilige Hildegard.

Auf dem Rupertsberge bei Bingen sah man noch bis vor wenigen Jahren die mit Epheu bewachsenen Trümmer einer Kapelle, dem letzten Ueberrest eines Klosters, in welchem die heilige Hildegard lebte. Die Laster der Geistlichen und die Gewaltthaten der Fürsten ihrer Zeit wirkten tief auf ihr frommes Gemüth; sie nahm ihre Zuflucht zu Gebet und Kasteiungen und bekam bald Visionen. In der That findet man in ihren Prophezeihungen ein auffallendes Bild unserer Zeit.

Der Muth, womit eine schwache Jungfrau aus dem Dunkel ihrer Zelle die Missethaten der Großen und die Gebrechen der Geistlichkeit zu strafen wagte, erregte Bewunderung, und der Glaube an ihre Weissagungen verbreitete sich allgemein.

Der heilige Bernhard, als er nach Deutschland kam, um das Kreuz zu predigen, besuchte sie auf dem Rupertsberge, und forderte sie auf, ihre Stimme mit der seinen zu vereinigen zum Aufruf an die Christenheit. Bernhard's Beredtsamkeit konnte ihre Wirkung auf die schwärmerische Hildegard nicht verfehlen; begeistert von

seinen Entwürfen schrieb sie an den Papst, den Kaiser, die Bischöfe und Fürsten, und warnte sie, durch ihre Laster und Uneinigkeit nicht den Untergang des Reiches und der Kirche herbeizuführen.

Beim Abschied schenkte Bernhard der Jungfrau ein Gebetbuch, ein Messer und einen Ring, mit der Inschrift: Ich leide gern! Man zeigt diese Reliquien noch auf der Bibliothek zu Wießbaden.

Bernhard ging jetzt nach Mainz und Speier, wo Kaiser Konrad eben eine Reichsversammlung hielt, nnd predigte mit wunderbarem Erfolg. Alles ließ sich mit dem Kreuze bezeichnen.

Als er später in Frankfurt predigte, stieg Hildegard auf den Feldberg, und flehte dort den Himmel um Sieg für das Heer des Kreuzes. Sie hob so lange die Hände zum Himmel, bis sie ermattet auf den Brunhildenstein niedersank. Ihre Gestalt drückte sich in den harten Stein ein, und darum war dieser Stein noch lange nachher ein Gegenstand der Verehrung bei dem Volke.

12. Der Zweikampf bei Mainz.

Heinrich IV. war wohl der unglücklichste der deutschen Kaiser, aber auch der charakterloseste. Uebermüthig im Glück, feig im Unglück, war er sein ganzes Leben hindurch ein Spielball der Umstände und nie einer männlichen Erhebung fähig. Die Fürsten und Städte hatten ihn meist verlassen und schon war Herzog Rudolf von Schwaben von den Churfürsten an seiner Statt zum deutschen Könige gewählt: aber am Rhein, wo der Stammsitz seines Hauses war, schlugen für Heinrich noch treue Herzen. Strasburg, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz 2c. erklärten sich für ihn und die Bürger griffen zu den Waffen. Heinrich faßte wieder Muth; er beschied die Fürsten und die Abgeordneten der Städte nach Oppenheim, um sich mit ihnen zu vertragen. Aber die Fürsten entgegneten ihm, er habe Mörder gedungen gegen die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, und man könne nicht mit ihm unterhandeln, bis er sich von dieser Anklage gereinigt.

Reginger, ein ehemaliger Liebling des Kaisers, war aufgetreten mit der Beschuldigung, Heinrich habe ihm

großes Geld geboten, wenn er gedachte Herzoge aus der Welt fördern wolle. Als er, Reginger, sich dessen geweigert, habe Ulrich von Kostheim, der Vertraute des Kaisers, diesen Auftrag erhalten. Die Fürsten verlangten deshalb ein Gottesurtheil. Der von Kostheim sollte mit Reginger auf der Merau bei Mainz fechten. Heinrich willigte ein und Ulrich von Kostheim erschien am bestimmten Tage und zur angesetzten Stunde innerhalb der Schranken. Bald kam auch Reginger; aber statt des Speeres trug er eine Hopfenstange und um den Helm war ein Strohkranz geflochten. Die Zuschauer lachten und die Kampfrichter geriethen in Verlegenheit. Aber plötzlich stürzte ein schönes junges Weib im weißen Gewand, mit losgebundenen Haaren in den Kreis und rief mit herzdurchschneidender Stimme: „Mein Gemahl ist wahnsinnig, kämpft nicht gegen ihn, um Gotteswillen! Die Freunde des Kaisers haben ihm einen Trunk beigebracht, der seine Sinne verwirrte!“

„Das ist freche Lüge!“ schrie Ulrich von Kostheim; „wenn er wahnsinnig geworden, so hat ihn Gottes Finger gezeichnet, weil er freche Lügen gegen den Kaiser, seinen Herrn, ausgesagt.“

Da erhob sich Reginger's Gattin mit Hoheit und rief: „Es ist ein Gott, der wird richten zwischen uns: Kaiser Heinrich wird einst nicht haben, wo er sein Haupt hinlege; er wird als Gefangener vor seinem Sohne

knien und die Bischöfe werden ihm die Krone vom Haupt nehmen und den Purpurmantel abreißen."

Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig zu Boden; aber durch Heinrichs Seele ging das Vorgefühl, daß die Weissagung der Unglücklichen in Erfüllung gehen werde.

13. Der Wolfsbrunnen *).

Als der Jettenbühl bei Heidelberg noch dichter Wald war, da wohnte in seinem Schatten eine Seherin, Namens Jette. Sie war von hoher edler Gestalt, und in Würde und Anmuth glich sie einer Unsterblichen. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke hörte von der Seherin und beschloß, sie aufzusuchen und über sein Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht, als er aber nun vor ihr stand, und sie ihm wie eine

*) S. das bei dem Verleger dieses erschienene liebliche Büchlein: „Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. Von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. 2te Aufl. Mit 1 Kupfer. 8. Br. 1 fl. od. 16 gr. Ausgabe mit fünf Kupfern, geb. in Futteral. 2 fl. oder 1 Thl. 8 gr.

Jungfrau aus Walhalla erschien, da antwortete er etwas verzagt auf ihre Frage, was er verlange: „Hohe Jungfrau, Dir ist die Gabe verliehen, in die Zukunft zu sehen, laß mich meine Zukunft wissen.“ Jette warf einen forschenden Blick auf den schönen Heldenjüngling, und in ihrem Herzen schien plötzlich eine Veränderung vorzugehen.

Komm Morgen wieder, sobald die Sonne zum Untergang sich neigt, ich will indeß die Runen fragen.

Der Jüngling erschien des andern Tages zur bestimmten Stunde im geweihten Hain. Er fand die Seherin nachdenkend und fast traurig. „Was haben die Runen gesagt“, fragte er. Sie schüttelte das lockige Haupt und seufzte. „Die Deutung ist mir nicht ganz klar geworden“, sagte sie, „aber ich fürchte, unsere Lebenssterne berühren sich.“

„Dann wäre ich überglücklich“, rief der Jüngling und sank zu ihren Füßen hin und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte. „Willst Du Dein Loos an meines knüpfen?“ fragte die Jungfrau. Der Jüngling betheuerte es bei allen Göttern.

„Unser Glück muß den Augen der Menschen verborgen bleiben“, sagte die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die jetzt unter dem Namen des Wolfsbrunnens bekannt ist, zum Ort ihrer nächtlichen Zusammenkunft. Aber in der ersten Nacht, als der Jüngling zur

Quelle kam, bot sich ihm ein furchtbares Schauspiel dar: Die Jungfrau lag an der Erde und auf ihrer Leiche stand ein gräßlicher Wolf und zerfleischte die zarten Glieder. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling riß augenblicklich sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf das Unthier zu, welches sich zur Wehr setzte, aber, im Nu vom tödtlichen Eisen getroffen, zu Boden stürzte.

Die Seherin wurde an der Quelle begraben und diese erhielt von dieser Zeit an den Namen Wolfsbrunnen.

---

14. Die Yburg.

Der Erbauer dieser, auf einem in die Ebene vorspringenden Bergkegel, zwei Stunden von Baden gelegenen, in ihren Ruinen noch vorhandenen Burg, ist unbekannt. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde sie noch von einem Kastellan bewohnt, und der unglückliche Markgraf Eduard Fortunat, ein Sohn der schönen Cäcilie von Schweden und Enkel Gustav Wasa's, hatte hier sein alchymistisches und magisches

Laboratorium, wo namentlich zwei Italiener, Paul Pestalozzi von Clavenna und Muscatello von Chio mit ihm arbeiteten.

Unter Andern verfertigte Pestalozzi aus Wachs ein Bildniß des Markgrafen Ernst Friedrich von Durlach, dem geschwornen Feinde Eduard Fortunats, wobei allerlei Zauberformeln gesprochen wurden. Dies sollte die Wirkung haben, daß eine Kugel oder ein Pfeil, die auf das Bild geschossen wurden, das Urbild träfe. Als das Bild fertig war, heftete man es an die Thür und ein Pistol wurde darauf abgedrückt. Die Kugel zerschmetterte das Bild, drang aber zugleich durch die dünnen Breter der Thür und man vernahm augenblicklich einen durchdringenden Schrei. Die schöne achtzehnjährige Tochter des Kastellans, die das Herz des Markgrafen gewonnen hatte, lag, von dem Schuß in die Brust getroffen, in ihrem Blute am Boden, und seit dieser Zeit spukte es jede Nacht auf der Yburg so furchtbar, daß sie verlassen werden mußte.

Später, erzählt die Sage, beschworen die Kapuziner in Baden alle Kobolde und andere Hausgespenster in einen Sack und trugen sie auf die alte Xburg, wo sie losgelassen und in den Ruinen festgebannt wurden, weswegen sich auch selten nur Menschen in die Nachbarschaft der zerfallenen Yburg wagten.

15. Das Brigittenschloß.

Oestlich vom Erlenbad, eine halbe Stunde von Sasbach, wo Türenne's Denkmal steht, erhebt sich ein hoher steiler Bergkegel, der auf seiner Spitze die wenigen Ueberreste des Brigittenschlosses bewahrt.

Die Sage erzählt, in uralter Zeit habe das Schloß tiefer gestanden, da, wo jetzt das Landhaus Aubach liegt, und in dem Schlosse habe eine Edelfrau gewohnt, Brigitte mit Namen: die sey in allen bösen Künsten Meisterin gewesen, und habe oft die Umgegend mit Seuchen, Hagel, Insecten und andern Plagen heimgesucht. Darob zürnte das Volk und als einst ein furchtbares Gewitter allen Segen des Feldes zerstört hatte, sammelten sich die Bewohner aller umliegenden Dörfer und Höfe, und zogen, mit Sensen, Dreschflegeln, eisernen Gabeln, auch einige mit Bogen und Streitärten bewaffnet, gegen die Burg der Frau Brigitte, und forderten laut ihren Tod. Dem Zuge voran trug man ein Kreuz, das man aus einer Kirche mitgenommen, als das sicherste Mittel, den Zauberspuk der Frau Brigitte unwirksam zu machen.

Als der Haufe bei der Burg anlangte, fand er die Thore verschlossen, die Zugbrücke aufgezogen, und auf der Mauer sah man eine Menge kleiner Männlein sich hin und herbewegen, die eher Affen als Menschen glichen. Manche kam ein Grauen an, aber ein Mönch, der den Haufen begleitete, erhob den gesunkenen Muth durch die Versicherung: sobald sich Jeder mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichne, müsse alles höllische Blendwerk verschwinden.

Da man sah, daß die Burg nicht im Anlauf genommen werden könne, wurde beschlossen, Leitern herbeizuschaffen und den andern Tag zu stürmen, die Nacht aber sollten rings um die Burg Wachtfeuer angezündet und alle Aus- und Eingänge streng bewacht werden.

Die Nacht brach herein, die Wachtfeuer loderten hoch empor, kein Schlaf kam in die Augen der Belagerer. Um Mitternacht sah man aber plötzlich auf dem Thurm der Burg drei blaue Flämmlein tanzen. Gleich darauf erschien Frau Brigitte, einen Zauberstab in der Hand, womit sie nach den vier Weltgegenden deutete, und dabei eine Zauberformel sprach. Plötzlich zitterte der Boden, ein fürchterliches Geheul ließ sich in der Luft hören, die Sterne erloschen und mit einem Knall, als wollte die Erde bersten, riß sich der feste Bau aus seiner Tiefe los und schwebte, von einer unsichtbaren Kraft getragen, auf die Spitze

des Berges, wo jetzt die Trümmer des Brigittenschlosses stehen, und wurzelte da im Boden, als wäre es ursprünglich an dieser Stelle gegründet worden. Erstarrt vor Entsetzen, schauten der Mönch und sein Heer der Erscheinung nach, aber ihr Schrecken wurde, wo möglich, noch vergrößert, als die Zauberin von dem aufwärts strebenden Thurm herabrief: „Wenn ihr mich in meinem neuen Wohnsitze beunruhigt, werde ich Eure Wohnungen, und was darin ist, eben so, wie meine Burg, durch die Lüfte forttragen, und sie im Rheine oder im Bodensee niedersetzen. Der ganze Haufe kehrte nun in Hast nach seinen Wohnungen zurück, und viele Jahre vergingen, ohne daß ein Mensch den Muth gehabt hätte, den Berg, worauf jetzt das Schloß stand, zu besteigen. Ohngefähr 60 Jahre später verirrte sich ein Mädchen, welches Waldbeeren sammelte, bis an den Eingang der Burg. Da sah sie eine schwarz verschleierte, weibliche Gestalt hervortreten, die einen goldenen Schlüssel in der Hand hielt und ihr winkte. Aber das Mädchen wurde von unsäglicher Angst überfallen und lief den Berg hinab. Die Burg zerfiel nach und nach, und als später einige kecke Jäger es wagten, in die Ruine zu dringen, fanden sie nichts als Schaaren von Fledermäusen und Eulen, und menschliche Gebeine.

16. Die Altenburg.

Anderthalb Stunden von Baden, an der Heerstraße, wo die Ebene gegen das Gebirge anzusteigen beginnt, lag die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden ist, als der Name, den ein Hofgut trägt, welches wahrscheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entstanden. Das Geschlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnsitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Krieg erloschen seyn. Kaspar von Altenburg war der letzte seines Stammes. Noch als Jüngling verlobte er sich mit einem schönen aber armen Fräulein aus der Gegend, brach aber später sein Wort und ehelichte eine junge reiche Wittwe. Darüber grämte sich seine erste Geliebte so sehr, daß sie in eine schwere Krankheit fiel, von der sie zwar wieder genaß, doch nur um dem Grabe langsam entgegen zu siechen.

Kaspar's Ehe schien indeß glücklich; seine Frau gebahr ihm vier Söhne und eine Tochter, und er war reich an Gütern und gedachte nie der Vergangenheit. Nur eines Tages trat plötzlich das Bild der verlassenen Geliebten vor seine Seele, ohne daß er anzu-

geben wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen, und er wurde unruhig. Da meldete man ihm einen Franziskanermönch, der mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter“, sagte er, „ich komme als Bote von einem Sterbebett, wo ich eine Jungfrau einsegnete, zum letzten schweren Gange. Sie war ehemals Eure Braut. Ich bringe Euch ihre Verzeihung, aber auch ihre fromme Bitte, Euch mit Euren Gedanken von der Erde zu Gott zu wenden. Auf Euch warten große Trübsale und Ihr werdet der letzte Eures Stammes seyn.“

„Ich weiß, ich habe Unrecht an der gehandelt, die meiner noch gedacht in der letzten Stunde“, antwortete der Ritter. „Aber ihre Prophezeihung kann mich nicht schrecken; blühen mir doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben.“

„Die Sterbenden sehen oft helle“, erwiederte der Mönch und empfahl sich.

Der Ritter konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, aber er dachte: wenn mir der Himmel auch zwei oder drei meiner Kinder nimmt, wird er mir doch Eines lassen, in welchem der Name der Altenburger sich forterbt.“ Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als ein Diener mit der Nachricht eintrat: der jüngste Knabe sey im Garten in den Teich gefallen, der zweite habe ihm Hülfe leisten

wollen, sey aber auch in das Wasser gestürzt und beide hätten ihren Tod darin gefunden.

Am andern Morgen fand man die beiden ältern Knaben erschlagen in ihren Betten. Die Decke des Zimmers war über ihnen eingestürzt.

Den Ritter ergriff es jetzt wie der Arm der Vergeltung. Er legte sich selbst harte Bußübungen auf, gab reichlich Almosen und versagte sich alle Freude des Lebens. Eine Hoffnung nur war ihm noch geblieben: sein Töchterlein, welches in der That gesund und frisch heranwuchs. Die Eltern baten täglich: Gott im Himmel, nur diese laß uns! Ihr Gebet schien auch erhört zu werden. Bertha, so hieß das Mädchen, überlebte ihre Eltern, sie war achtzehn Jahre alt, als diese starben, aber das Schicksal ihres Hauses hatte in ihr eine Schwermuth erzeugt, die ihre Lebenskraft aufzuzehren schien. Sie warf sich in die Arme der Religion und wählte zum Beichtvater einen Jesuiten in Baden. Dieser beredete sie, ehelos zu bleiben und Altenburg den Jesuiten zu vermachen. So geschah es auch, und nach Bertha's Tode traten die Väter der Gesellschaft Jesu in den Besitz ihrer Güter.

17. Trifels*).

Am überrheinischen Gebirge, in der Nähe von Annweiler, liegt die ehemalige Reichsburg Trifels, wovon noch ein mächtiger Thurm und einiges Gemäuer vorhanden sind. Hier wurden früher die Reichsinsignien und der Krönungsschmuck der deutschen Könige aufbewahrt. Aber herrlicher als in der Geschichte glänzt Trifels in der Reihe der Sagen, weil in seinem Thurm der ritterliche König Richard Löwenherz gefangen saß und durch die Klugheit und muthige Treue eines Sängers daraus befreit wurde.

*) S. die Erzählungen (mit Abbild.) in folgenden engl. Werken meines Verlags:

Schreiber, Dr. A., Traditions of the countries of the Rhine. Translated from the German by Charles V. Incledon Esq., author of „The Lay", „Sacred Melodies" etc. etc. and the Rev. P. Will. Embellished with 33 superb engravings. 4 fl. 48 kr. or 2 Dollars 4 gr. — without engravings 1 fl. 40 kr. or 1 Doll. 4 gr.

The English Fireside upon the banks of the Rhine. A choice of english and german tales, poems and historical anecdotes. Adorned with superb engravings. Ladenpreis 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Herabgesetzter Preis 1 fl. oder 16 gr.

Als Herzog Leopold von Oestreich gezwungen war, seinen hohen Gefangenen an den deutschen König Heinrich VI. auszuliefern, ließ ihn dieser nach Trifels bringen. In England wußte man, daß Richard aus Palästina zurückgekehrt, aber nicht, wohin er gerathen sey. Die wahrscheinlichste Vermuthung war, daß er irgendwo als Gefangener schmachte. Da faßte Richard's Freund, der Minnesänger Blondel, den Gedanken, in den festen Burgen Deutschlands und Frankreichs zu spähen, wo er vielleicht aufbewahrt werden möchte. Richard's Mutter, die Königin Eleonore, gab ihm 50 Reisige und zwei tapfere Ritter mit, um ihn allenfalls mit Gewalt zu befreien; außerdem wurde er reichlich mit Geld versehen, um es nöthigenfalls zu jenem Zwecke anzuwenden. Auf seinem Zuge kam Blondel auch in das Thal von Annweiler und sah hier die Feste Trifels. Er verbarg seine Begleiter im Gebirge und näherte sich als Sänger den Mauern. Er fragte einige Hirten, die in der Nähe ihre Heerden weideten, ob auf der Burg wohl Gastfreundschaft zu Hause sey und man einen wandernden Harfner nicht unfreundlich abweisen werde. Die Hirten versicherten aber, die Burg werde streng bewacht; der Burgvogt sey ein harter, mürrischer Mann und werde ihn gewiß schnöde behandeln.

Blondel setzte sich in kleiner Entfernung von den Hirten auf einen Stein und betrachtete den hohen

Thurm und die mit Gräben umgebenen Mauern und dachte an Richard. Da plötzlich sang ein Hirtenmädchen in seiner Nähe:

Der Pfeil von meinem Bogen
Bringt bittern Todesschmerz:
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Blondel schrack freudig zusammen, als er den Gesang hörte. Es war die erste Strophe eines Liedes, welches er für Richard gedichtet. Hastig ging er auf die Hirtin zu und fragte, wer sie das Lied gelehrt? „Niemand", antwortete das Mädchen, etwas verlegen; „Niemand; ich hörte es aus dem Gitterfenster des Thurmes singen, den ihr hier sehet, und da blieben mir einige Zeilen im Gedächtniß."

„Es ist also wohl ein Gefangener in diesem Thurme?" fragte Blondel weiter.

„Freiwillig wird sich wohl Niemand da einsperren lassen", erwiederte die Hirtin.

Blondel sann nach. Er wartete, bis der Schleier der Nacht Alles umher bedeckt hatte, dann schlich er sich unten an den Thurm hin und sang zur Harfe:

Der Pfeil von meinem Bogen
Bringt bittern Todesschmerz:
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Im Augenblick antwortete eine Stimme aus dem Thurme:

Ich habe mir erfochten
Wohl manchen Waffenpreiß.
Nun darf ich auch wohl suchen
Ein blühend Myrthenreis.

„Richard!“ rief jetzt Blondel, und „Blondel!“ rief: Richard! beide wie mit einer Stimme.

„Zählt auf mich, mein König, ich verlasse diese Gegend nicht ohne Euch.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Sänger. Tag und Nacht war sein einziger Gedanke, wie er den Gefangenen befreien möge. Mit Gewalt? — Aber das Kastell war zu fest und hatte eine Besatzung von wenigstens 60 Mann. Also mit List! Der Zufall begünstigte einen solchen Plan. Es nahte der Tag, an welchem K. Heinrich zum König der Deutschen gewählt worden war, und an diesem Tage wurden den Reisigen der Burg Brot und Wein ausgetheilt. Dies geschah in einer Schenke, welche ganz in der Nähe von Trifels lag. Blondel ging zu dem Wirth und sagte: „Ich bin ein wandernder Sänger und komme vom Hoflager des Kaisers, der mich mehr als kaiserlich beschenkt hat. Uebermorgen ist sein Wahltag, da möchte ich den treuen Burschen, die seine Burg bewachen, ein Gutes thun. Gebt ihnen das Doppelte an Wein, was sie sonst erhalten, und von dem Besten in Eurem Keller. Ich

zahle voraus. Der Wirth zeigte sich über diese Freigebigkeit höchst vergnügt, und versprach auch, reinen Mund zu halten, bis das Gelag vorüber seyn würde.

Nun ging Blondel auch mit den beiden Rittern zu Rathe, die seine 50 Reisigen anführten, und verabredete mit ihnen das Nähere.

Der Tag des Festes kam heran. Nachmittags sammelte sich die ganze Besatzung, bis auf wenige Wachtposten, in der Schenke; die Soldaten waren überrascht, diesmal einen so trefflichen Wein zu erhalten, und ließen sich ihn auf's Beste schmecken. Als die Dämmerung nachgerade hereinbrach, brachen die englischen Ritter mit ihren Reisigen in größter Stille aus ihrem Versteck im Walde auf und marschirten eilig nach der Burg. Die Thorwache wurde leicht überwältigt, und als der Schloßvogt auf den Lärm herbeieilte, zwang man ihn, mit vorgehaltenem Schwert, das Gefängniß des Königs zu öffnen. Blondel folgte ihm dahin — Richard streckte dem Eintretenden die Hand entgegen mit den Worten: „Wenn ich Deine Treue vergesse, so soll mein Name vergessen werden in der Geschichte. Aber jetzt ein Schwert, ein Schwert, denn zum zweiten Male will ich nicht mehr in die Hände meiner Feinde fallen."

Inzwischen war das Gerücht von dem, was auf Trifels vorgefallen, auch in die Schenke gekommen.

Die Reisigen eilten in Schaaren nach der Burg, da zeigte sich Richard mit Blondel und dem Burgvogt auf dem Schloßaltan. „Gebiete diesen, sich augenblicklich in ihre Gemächer zu verfügen, und mich und die meinigen ruhig abziehen zu lassen, oder mit einem Schlag fliegt Dein Haupt in den Hof hinab.“ Der Burgvogt gehorchte zitternd und König Richard zog ungehindert mit den Seinen von dannen.

18. Der Teufelsstein.

In der Nähe von Dürkheim, auf einem Hügel des Haardtgebirges, liegt ein ungeheurer Stein, der den Namen des Teufelssteins beim Volke führt. Einst, als das Christenthum noch wenig in der Gegend verbreitet war, lebte hier ein Häuptling, der noch an Othin glaubte und Menschen opferte. Er wollte an der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Abtei Limburg liegen, sich ein stattliches Schloß erbauen, und der Teufel erbot sich, ihm unter gewissen Bedingungen die Steine dazu zu liefern. Aber der Häuptling wandte sich plötzlich zur Lehre des Kreuzes und gebot, statt des

Palastes, ein Kloster zu bauen. Darüber ergrimmte nun der Teufel, und faßte jenen, zu dem Bau bestimmten Stein, mit seinen Krallen und schleuderte ihn über das Thal hinweg auf den Hügel, wo er noch jetzt liegt. Noch sieht man in dem Stein die Spuren, welche die Krallen Satans zurückließen, als er den Stein ergriff.

19. Der Kellermeister auf Arndburg.

Im untern Elsaß, auf einem Hügel der Vogesen, liegen die Ruinen der Arndburg. Das Rittergeschlecht, welches hier wohnte, starb 1664 mit Ludwig Fäßler von Arndburg in Strasburg aus.

Die Bewohner der Gegend erzählten: Zur Zeit der Rebenblüte, um die zweite Hälfte des Junius, steige aus dem Boden um die Burg ein starker Weingeruch empor, der sich weit hin durch Wald und Feld verbreite. In den tiefen Felsenkellern des Schlosses sollten eine Menge großer Fässer voll köstlichen Weines liegen. Einst, so berichtet die Sage, ging ein armer Köhler an einem schwülen Abend durch den Wald und wurde sehr vom

Durste geplagt. Er sah sich um nach einem Quell oder Bächlein, aber all die Bergwasser waren versiegt in der langen Dürre. Da drang plötzlich der Weinduft in seine Nase, und er seufzte: „Ach Gott, wer mir doch ein Gläschen von dem kostbaren Weine brächte, der da unten liegt!“ Indem er dies vor sich hinbrummte, sah er am zerfallenen Gemäuer der Burg ein altes, kleines Männlein stehen, mit kreideweißem Bart und einem Bund Schlüssel am ledernen Gurt. Das Männlein winkte dem Köhler freundlich und führte ihn viele halbzerfallene bemooste Stufen hinab und schloß eine etwas mürbe Thüre auf und führte ihn in ein stattliches Kellergewölbe. Dort nahm das Männlein aus einer Nische einen kunstreichen silbernen Becher, füllte denselben an einem kleinen Faß und reichte ihn dem Köhler mit den Worten: „Da, trinke, es ist vom Mundwein meines Herrn von Arndburg, den ich ihm nur an festlichen Tagen kredenzen durfte; ich war sein Kellermeister und muß noch zwei Jahrhunderte hier umgehen, weil ich bei meinen Lebzeiten dem Gesinde den Wein mit Wasser mischte; aber meine Zeit ist bald um.“

Der Köhler trank, und der Wein schien wie Feuer sich in sein Gebein zu ergießen. „Gott vergelt es!“ sagte er zum Kellermeister, und eilte nun doppelt rasch seiner Wohnung entgegen. Seitdem sind viele Trinklustige zur Zeit der Weinblüte in die Ruinen gegan-

gen, aber der Kellermeister von Arndburg hat sich nie mehr gezeigt, vermuthlich, weil er inzwischen erlöst worden.

20. Die Dame von Schwanau.

Im Wasgau lebte im vierzehnten Jahrhunderte einer der kühnsten Raubritter, Walter von Schwanau. Seine Feste lag auf fast unersteiglichen Felsen, und mit ihm hatte sich ein Haufe waghalsiger Männer verbunden, die um so furchtbarer waren, da sie den Tod nicht scheuten und lieber im Gefecht als auf dem Blutgerüst sterben wollten.

Niemand hatte sich bitterer über Walter zu beklagen, als die Stadt Strasburg, deren Gebiet und Leute er schädigte bei jeder Gelegenheit. Darum ließ ihm auch die Stadt durch einen Herold kund thun, so er nicht augenblicklich ablasse von aller Gewaltthat, werde man Schwanau in einen Steinhaufen verwandeln, und Alles, was darin athme, einem schimpflichen Tode weihen.

Der Ritter von Schwanau und seine Gefährten antworteten auf diese Drohung mit Hohn.

Die Stadt Strasburg verband sich jetzt mit mehreren Schweizerstädten, deren Kaufleute ebenfalls durch die Rotte auf Schwanau geschädigt worden waren und darum gern einen Zuzug beschlossen. Schwanau konnte bei seiner Lage und der Hartnäckigkeit seiner Vertheidiger nur durch Hunger bezwungen werden. Die Belagerer schlossen darum die Burg so eng ein, daß nichts hinein oder heraus konnte. Bald entstand großer Mangel, die Söldner verlangten laut Uebergabe, und der Ritter von Schwanau sah sich genöthigt, einen Unterhändler ins Lager zu schicken. Der Anführer der Belagerer wollte aber nichts von Bedingungen hören. „Ihr seyd Raubgesindel und dem Tode verfallen“, war seine Antwort, „und was Ihr an Schätzen zusammengeraubt, das gehört unsern Kriegern. Aber Eins will ich gestatten: die Frauen, die sich in der Burg befinden, mögen frei abziehen, mit dem Schatze, der ihr Eigenthum ist; nun mögt Ihr wählen.“

Während dies im Lager vorging, hatten mehrere Strasburger einen geheimen Felsenpfad entdeckt, der in die Burg führte; und dort erkletterten sie die Mauer und pflanzten die Fahne der Stadt auf. Da entfiel den Belagerten aller Muth zum Widerstand. Sie wurden als Räuber behandelt und büßten mit Strang oder Schwert. Aber in dem Getümmel trat die Frau von Schwanau aus der innern Burg hervor, im Trauerge-

wand; auf dem Arme trug sie ihr Knäblein, kaum fünf Monate alt, und auf ihrem Rücken hing ihr Gatte, der Ritter von Schwanau. Sie wurde augenblicklich vor den Befehlshaber gebracht, zu dem sprach sie: „Ihr habt den Frauen gestattet, mit dem Schatze, der ihnen eigen ist, frei abzuziehen. Gold, Silber und Edelsteine findet Ihr in meinem Gemach, es sind Schätze, die der Tag gibt und nimmt; aber mein Mann und mein Kind machen einen Theil meines Selbstes aus." — „Edle Frau von Schwanau", so antwortete der Anführer gerührt: „Zieht mit Gott, und auch Eure Kleinodien sollen Euch verbleiben, denn eine Treue, wie die Eurige, muß geehrt werden."

Die Dame mit Gemahl und Kind erhielten sicheres Geleit bis Strasburg, wo sie Verwandte hatten; Schwanau aber wurde zerstört. Doch ist das Andenken an die edle That der Dame von Schwanau im Munde des Volkes geblieben.

---

21. Der Burggeist auf Rodeck.

Ohngefähr eine Stunde von der Stelle, wo Türenne's Denkmal steht, zieht sich im Gebirge ein wildes, stark

bevölkertes Thal hin, das von einem kühnen, muthigen Menschenschlag bewohnt wird. In diesem Thale steht auf einer Höhe das Schloß Rodeck, von welchem sich folgende Sage erhalten. Zur Zeit des Bauernkrieges hatte das Schloß seinen Burggeist. Es war ein gutmüthiger Knirps, der es nur übel nahm, wenn man über seine Gestalt spottete, oder irgend etwas Unrechtes that. An der Familie auf Rodeck hing er mit großer Liebe, als der unselige Bauernkrieg sich auch über den Schwarzwald verbreitete, und der Edelmann auf Rodeck wohl einsah, daß er sein Schloß nicht vertheidigen könne, wußte er sich keinen Rath. Gattin und Kinder jammerten, und das treue Gesinde nahm warmen Antheil an ihrem Kummer. Da kam eines Tages der Zwerg und berichtete dem Ritter, er habe im Gebirge eine unbekannte Reihe unterirdischer Felsenkammern entdeckt, der Eingang sey mühevoll und kaum auszuspähen. Dahin sollte sich der Rodecker mit seiner Familie und seinen Kostbarkeiten flüchten, auch die nöthigen Lebensmittel nicht vergessen.

Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen. Die meisten Knechte und Mägde hatten bereits das Schloß verlassen und waren den Bauern zugelaufen, und auf die Treue der Wenigen, die zurückgeblieben, konnte der Rodecker zählen. Die Wanderung ins Gebirge geschah in der Nacht; nur der Zwerg wollte nicht mit und verlangte, man solle ihm die Hut des

Schlosses anvertrauen. Der Edelmann willigte ein, denn er mußte erwarten, daß es ohnedies von den Bauern niedergebrannt werden würde.

Kaum hatten die Auswanderer die Mauern von Rodeck hinter sich, als der Zwerg eiligst die Gräben mit Wasser füllte und die Brücke aufzog. Nach wenigen Tagen erschien ein Haufe bewaffneter Bauern, die das Schloß aufforderten, als aber keine Antwort erfolgte, und sie doch alles im Vertheidigungsstand sahen, ahneten sie eine Hinterlist und beschlossen, das Wasser aus den Gräben abzuleiten und dann zu stürmen. Es wurde alsbald Hand ans Werk gelegt, und schon wurden Leitern herbeigebracht, als man plötzlich aus den benachbarten Thälern den Lärm von Trommeln und Pfeifen vernahm. Zu gleicher Zeit erschien der Zwerg auf der Warte und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die Bauern überfiel eine Todesangst; sie wähnten, es seyen Truppen des schwäbischen Bundes, die herannahten und zerstreuten sich nach allen Seiten. Als aber später sich herausstellte, daß die Gegend weit herum leer sey von den Truppen der Städte und Fürsten, entstand in den Bauern der Glaube, die Burg Rodeck sey verzaubert und keiner wagte sich mehr in die Nähe. So blieb sie unversehrt in den Schrecknissen des Bauernkrieges, und die Familie fand bei ihrer Rückkehr alles, wie sie es verlassen.

22. Das Kloster bei Eberstein.

Ohngefähr anderthalb Stunden von Baden liegt das Dorf Haueneberstein (eigentlich Auenebersteın), in dessen Nähe noch die sparsamen Ruinen eines ehemaligen Nonnenklosters sichtbar sind. Von der Entstehung dieser Zelle geht folgende Sage um.

Ein junger Ritter, der in der Nachbarschaft auf einer Burg, die mit ihrem Namen verschwunden, seinen Sitz hatte, ging Abends von einem Trinkgelage nach Hause. Der Wein hatte seine Lebensgeister mehr als gewöhnlich aufgeregt, und er wünschte im leichten Jugendsinne irgend ein lustiges Abentheuer zu bestehen. Da führte ihn sein Weg an einem steinernen Kreuze vorbei, das dem Wanderer andeuten sollte, hier sey ein Mensch durch Mord gefallen. An dem Kreuze saß eine weibliche Gestalt. Soweit es die Dunkelheit erlaubte, suchte sie der Ritter näher ins Auge zu fassen. Sie schien jung und von angenehmen Formen. Er redete sie an: „Wer bist Du und was machst Du hier?"

„Ich besuche manchmal dieses Grab", war ihre Antwort; „es schläft hier ein Mann, dem ich verlobt war und der durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel."

Der Ritter setzte die Unterredung eine Weile fort und machte zuletzt dem Mädchen den Antrag, ihm auf seine Burg zu folgen, der auch angenommen wurde. Das Mädchen kam ihm immer liebenswürdiger vor, je länger er an ihrer Seite wandelte, und als er mit ihr auf sein Gemach kam, und sie beim Lichterschein den Schleier zurückschlug, da entbrannte sein Herz in wahnsinniger Liebe, denn sie war schöner, als er je eine gesehen.

Es war spät am Abend und im Laufe der Unterredung hatte das Mädchen oft geäußert, sie müsse um Mitternacht zu Hause seyn. Der Ritter verhehlte ihr darum die Stunde und suchte sie auf alle Weise zu zerstreuen. Sie schien auch gar nicht spröde und wies seine Liebkosungen nicht zurück. Als die Uhr im Nebenzimmer die Mitternacht ankündigte, schloß er sie, damit sie den Schlag der Uhr nicht hören sollte, in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen. Aber plötzlich wurden ihre Lippen kalt wie Eis, die Rosen ihrer Wangen verschwanden, eine Todtenfarbe überzog das blühende Antlitz, die glänzenden Augensterne sanken tief in ihre Höhlen und der Ritter hielt eine Leiche in seinen Armen.

Es blieb nichts übrig, als sie auf ein Bett bringen zu lassen und Anstalten zu ihrem Begräbnisse zu treffen.

Der Ritter, obgleich außer sich vor Entsetzen, gab

doch die nöthigen Befehle. Am Abend des nächsten Tages sollte die Beisetzung der Leiche stattfinden, und zwar in der Burgkapelle. Ein Sarg wurde eiligst zugerichtet. Der folgende Tag war ängstlich für den Ritter. Er ahnete etwas Unheimliches. Als der Abend hereinbrach und der Sarg in die Kapelle getragen werden sollte, saß das Mädchen aufgerichtet darin und mit allen Zeichen eines frischen kräftigen Lebens. Der Ritter schrack zusammen, als er dies hörte, doch faßte er Muth und trat zu ihr: „Erkläre mir das Räthsel Deines plötzlichen Todes und Deines eben so schnellen Wiedererwachens ins Leben", sagte er.

„Ich gehöre längst den Todten an", antwortete das Mädchen. „Aber der Spruch des ewigen Richters hat mich verurtheilt, ich solle keine Ruhe finden in meinem Grabe, weil ich leichtsinnig den Tod meines Verlobten verursacht. Jeglichen Tag, sobald die Sonne hinter die westlichen Berge gesunken ist, erwache ich in meiner engen Behausung und gehe hervor und treibe mich herum bis Mitternacht, dann schließt plötzlich sich wieder mein Auge und ich muß in meine finstere Behausung zurück. Wollt Ihr mich Irrende zur Ruhe bringen, Herr Ritter, so baut ein Kloster auf der Stelle, wo Ihr mich zuerst gefunden, und wendet Euch selbst von den müßigen Freuden des Lebens zu Gott.

Der Ritter gelobte, ihren Wunsch zu erfüllen; er baute ein Frauenkloster, von dessen Daseyn nur noch eine dunkle Tradition sich erhalten, und besserte seinen Wandel.

---

23. König Pharamund.

Als die Franken unter ihrem König Pharamund sich auf dem linken Rheinufer niederließen und ein Reich gründeten, lebte im fränkischen Heer ein Häuptling, ebenso ausgezeichnet durch seine Tapferkeit als Klugheit. Er hatte sich auf den Trümmern eines Römerkastells am Haardtgebirge eine Feste erbaut und wurde hochgeachtet vom König und dem ganzen Heere. Früh hatte Giso, dies war der Name des Häuptlings, seine Gattin verloren, aber ihr Ebenbild war ihm geblieben in einer wunderschönen Tochter, die der Stolz und die Freude des Vaters war. Als Pharamund einst auf der Jagd in die Nähe von Giso's Burg kam, beschloß er, dort das Mittagsmahl zu nehmen, und wurde von seinem Vasallen auf's freundlichste empfangen und bewirthet. Die Tochter Giso's, die reizende Bilhild, gefiel dem König über die Maaßen, und er nahm beim Ab-

schied ihr Bild in seinem Herzen mit sich. Auch dem Fräulein schien der ritterliche König zu gefallen. Einige Zeit nachher brach ein neuer Krieg mit den Römern und Galliern aus; Giso nahm Theil daran, und überall, wo er erschien, war der Sieg. Pharamund bestellte ihn, als ein Waffenstillstand eingetreten war, zum Hüter der Grenze, er selbst aber kehrte nach Worms zurück, wo er Hof hielt.

Giso wurde bald seines Wächteramtes überdrüssig. Die träge Ruhe im Feldlager war nicht nach seinem Sinn, und wenn es keine Schlachten gab, so sehnte er sich in den Frieden seiner Burg zurück, zu der schönen Bilhild. Eines Tages lag er schwermüthig in seinem Zelt, als ein Bote von seiner Burg ankam. Das bleiche, verstörte Gesicht des Boten verkündete eine schlimme Botschaft. „Du bist ein Unglücksvogel", rief ihm Giso zu, „ich sehe es an Deiner Miene."

„Wohl bin ich ein Bote des Unglücks", erwiederte jener. „Eure Tochter, Eure Bilhild, ist von einem Knäblein genesen." Um Giso wurde es Nacht: alle Kraft schien auf einen Augenblick von ihm zu weichen. Aber schnell sprang er auf und seine Adern schwollen von Wuth. „Mein Pferd"!" ruft er, „mein Pferd!" und keine Viertelstunde verging, als er sich schon auf dem Wege nach seiner Burg befand.

Er erkundigte sich bei dem Diener, wer in seiner Abwesenheit auf der Burg gewesen?

„Niemand“, antwortete dieser. „Aber das Fräulein ging oft allein im benachbarten Walde, wo sie manchmal ganze Stunden zubrachte.

Der Häuptling versank jetzt in düsteres Brüten.

Bei der Ankunft auf seiner Burg stürzte ihm Bilhild entgegen; sie umklammerte seine Knie und flehte um Verzeihung.

„Nenne mir Deinen Verführer“, zürnte der Vater sie an; „nur sein Blut kann meinen Zorn vermindern.“

„Verzeihung, bei dem Andenken an meine theure Mutter“, rief Bilhild.

„Nenne mir Deinen Verführer“, wiederholte Giso.

„Jetzt nicht, in diesem fürchterlichen Augenblicke nicht, wo ihr etwas thun könntet, was Euch reuen möchte“, sagte das Mädchen.

Da ergriff er sie mit starker Faust und schleuderte sie mit dem Kopfe gegen die Wand, daß sie mit einem Schrei leblos zu Boden sank. Sie war eine Leiche.

Der Tod der Unglücklichen löschte plötzlich allen Zorn in der Brust Giso's. Die Schrecken des Gerichts ergriffen ihn. Nie sah Bilhild ihrer Mutter ähnlicher, als in diesem Augenblick. Er verhüllte das Gesicht und floh in ein anderes Gemach und verbarg sich vor allen Menschen.

Einige Wochen vergingen, aber der Friede kehrte nie mehr bei Giso ein. Bilhild ruhte in der Burgkapelle an der Seite ihrer Mutter, und der Häuptling hatte nicht den Muth, ihr Grab zu sehen. Eines Tages kam König Pharamund mit kleinem Gefolge auf die Burg.

„Giso, ihr seht finster aus, und ich rechnete auf einen freundlichen Empfang“, sagte der König beim Eintritt und reichte Giso die Hand dar. „Ich bin gekommen“, fuhr jener fort, als der Burgherr kein Wort hervorzubringen vermochte, „ich bin gekommen, Euch Eure Tochter zu entführen, denn sie soll meine Hausfrau werden. Wir sind längst verlobt.“

Giso starrte den König an, wie eine gespenstische Erscheinung.

„Wo ist Bilhild?“ fragte der König, von einer bösen Ahnung ergriffen.

„Bei den Todten“, antwortete Giso.

„Und Du hast sie gemordet“, rief Pharamund.

Ein dumpfes Ja! war die Antwort.

Da riß Pharamund sein langes Schwert aus der Scheide und durchbohrte den Häuptling, dann ließ er sich sein Kind bringen und nahm es zu sich auf das Pferd und ritt davon.

24. Lore Lay.

In Bacharach lebte eine edle Jungfrau von seltener Schönheit, Lore Lay genannt. Alle Männer waren in sie verliebt und von ihren Augen strahlte ein Zauber aus, dem nicht leicht ein Herz widerstehen konnte. Ihr eigenes Herz war aber nicht mehr frei. Ein junger Rittersmann auf einer Burg bei Bacharach hatte ihre Liebe gewonnen, und die Liebenden wußten ihr Glück allen Augen zu verbergen. Einst mußte der Ritter seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, da wurde die Jungfrau traurig, aber der Kummer lieh ihr nur höhere Reize. Die Zahl der Bewerber mehrte sich mit jedem Tage und da auch ein Paar wohlgenährte Diener der Kirche von der Schönheit der Jungfrau mit irdischem Feuer entzündet wurden, uud so wenig als andere Gnade finden konnten, so verschrieen sie die gute Lore Lay als eine Zauberin, die es ihnen angethan hätte und verklagten sie bei dem Bischof von Köln, der in Rense Hof hielt. Der Bischof war ein sanfter, aber auch sehr verständiger Mann. Er warf einen aufmerksamen Blick auf das arme Mädchen und sagte dann: „Jetzt begreife ich wohl diese Zauberei.“ Die schöne

Zauberin weinte und kniete vor dem Bischof nieder: „Ehrwürdiger Herr! ich will gern sterben, denn ich bin selbst unglücklich und mache andere unglücklich. Der Himmel hat mir Reize gegeben zum Verderben." Der Bischof erwiederte: „Du sollst sterben, aber nur für die Welt. Ich will Dir eine anständige Begleitung geben in das Frauenkloster auf der andern Seite des Rheines. Dort lege ein Nonnengewand an und Du wirst den Frieden finden.

Einige alte Ritter geleiteten nun die Jungfrau am Ufer des Stromes hin und fuhren mit ihr über oberhalb St. Goar. Als sie an den wunderbaren Fels gelangten, dessen Echo die Wanderer neckt, bat sie die Ritter: „Erlaubt mir, diese Klippe zu besteigen, denn ich möchte noch einmal die Wohnung meines Geliebten sehen und den herrlichen Strom, von dem ich jetzt scheiden muß. Die Ritter gewährten gern ihre Bitte. Sie erstieg leicht, wie eine Gemse, die Spitze der Felsen und schaute über den Rhein hin. Da gewahrte sie ein Schiff, welches im Morgenwind heranfuhr, und eine Flagge führte mit einer ihr lieben Farbe. Sie schrack freudig zusammen. Das Schiff kam näher und immer näher. Auf dem Verdeck stand ein stattlicher Ritter, in welchem die Jungfrau bald ihren Geliebten erkannte. Sie schritt rasch vorwärts, streckte die Arme nach dem Geliebten aus, rief laut seinen Namen und bemerkte

nicht, daß sie am Rand des Felsens stand. Noch ein Schritt und sie stürzte in den Rhein, dessen Wasser über ihr zusammenschlugen.

25. Der Ritter von Boppard.

Boppard war im Mittelalter eine blühende Stadt mit einem Königshofe. Viele edle Geschlechter wohnten daselbst, unter denen die Bayer von Boppard den ersten Rang einnahmen. Konrad von Boppard, der zur Zeit Friedrichs I. lebte, hatte seine Lust an Krieg und Jagd, aber darum war sein Herz nicht ohne Gefühl und er liebte ein schönes Edelfräulein, Maria mit Namen, von der er wieder auf's innigste geliebt wurde. Aber plötzlich änderte er seinen Sinn und schrieb Marien, daß er sich nicht entschließen könne, die Ketten des Ehestandes zu tragen, und sie darum ihres Wortes entlasse.

Am andern Tag ritt er, wie gewöhnlich, auf die Jagd. Seine Leute vertheilten sich da und dorthin. Er selbst trieb sein Roß durch einen Wiesengrund, wo ein süßer Quell unter Eichen hervormurmelte. Er wollte

eben vom Pferde steigen, um sich mit einem Trunke zu erfrischen, als plötzlich von der andern Seite ein Ritter im Harnisch und mit geschlossenem Visir herangesprengt kam. Der Ritter von Boppard setzte sich augenblicklich wieder im Sattel fest und rief dem Fremden entgegen: „Was ist Dein Begehr?“

„Kampf mit Dir, meineidiger Konrad von Boppard! Ich bin Mariens Bruder, und eben erst aus Palästina heimgekehrt. Du hast sie schmählich verlassen und ich fordere Genugthuung.“

Beide Ritter stiegen nun vom Pferde und das Gefecht begann. Aber schon mit dem zweiten Hieb sank der fremde Ritter schwer verwundet zur Erde, und als Konrad den Helm desselben öffnete, um ihm beizustehen, erblickte er mit Entsetzen das bleiche Gesicht seiner Maria. „Ich konnte nicht mehr leben“, sagte sie mit matter Stimme, „und wollte von Deiner Hand sterben.“

Konrad war in Verzweiflung. Er stieß in sein Hüfthorn und befahl seinen Leuten, die eiligst herbeikamen, die Verwundete in eine benachbarte Hütte zu bringen und einen Arzt herbeizuschaffen. „Es ist zu spät“, stöhnte Maria; „laß mich hier sterben, hier, wo ich den Himmel über mir sehe und von Deiner Hand gefallen bin.“ — Sie verschied wenige Minuten nachher.

Konrad ließ sie auf einem Hügel begraben und baute über dem Grab ein Kloster und nannte es Marienberg. Es wurde eines der schönsten am Rheine, denn er verwendete darauf den größten Theil seines Vermögens.

Er selbst mochte nirgends mehr Ruhe finden und ging zuletzt nach Palästina, wo er in den Orden der Tempelherren trat. Da ihm das Leben eine Last war, so suchte er in jedem Gefechte den Tod und kein Templer stürzte sich tollkühner in die Gefahren, als der Ritter von Boppard. Endlich fand er seinen Tod bei der Belagerung von Ptolomais, wo er, beim Sturm einer der Ersten, die Mauern erstieg und eine feindliche Lanze den Faden seines Lebens zerriß.

26. Die drei Schwestern.

Am Eingange in das romantische Murgthal stand in uralter Zeit auf einer Höhe des linken Ufers eine Burg, die bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Später, als nur wenige Ruinen davon übrig waren, standen am Abhange des Hügels drei Linden, welche die letzte

Besitzerin der Burg zum Geburtstage ihrer drei Töchter gepflanzt hatte und die darum die drei Schwestern genannt wurden.

An einem Sommerabend kehrten in der Schenke, die am Fuße des Schloßberges stand, drei Ritter ein, die sich durch Zufall auf der Reise zusammengefunden hatten. Der eine war ein reicher Graf aus dem Elsaß, mit stattlichem Gefolge; der zweite wurde gewöhnlich der Ritter vom See genannt, weil seine Güter am Bodensee lagen. Er besaß unter allen Dreien die feinsten Sitten und schien etwas lebenslustig. Der dritte, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte der Natur mehr zu danken, als dem Glück. Mit einer einnehmenden Gestalt verband er eine ächt ritterliche Gesinnung, aber auch eine gewisse Schüchternheit, die er nicht leicht bemeistern konnte. Seine Voraltern hatten große Vergabungen an Kirchen und Klöster gemacht, und so war ihm nichts geblieben als eine ziemlich feste, höchst freundlich gelegene Burg am Rheine und von Gütern und andern Einkünften so viel, als zur Bestreitung seiner beschränkten Ausgaben hinreichte.

Diese drei Ritter hatten von der Schönheit und dem Reichthum der drei Schwestern gehört, und erschienen als Freier. Sie ließen sich bei der Edelfrau melden und wurden alsbald auf die Burg eingeladen. Man führte sie dort in einen großen prächtigen Saal, wo

die drei Fräulein an ihren Spinnrocken saßen. Die älteste, Rosaura, war von hohem edlen Wuchs, mit regelmäßigen Zügen, schien aber kalt wie Marmor, und um ihre Lippen schwebte ein Zug von höhnendem Uebermuth. Die zweite, Eudoxie, prangte in der Fülle des kräftigsten Jugendlebens; dagegen glich die jüngste, Irene, einer zartaufblühenden Rosenknospe, die sich schüchtern den Frühlingswinden entfaltet. Rosaura spann einen Goldfaden, Eudoxia einen von Purpur, und Irene saß am Hanfrocken. Die drei Freier folgten den ersten Eindrücken; der Graf suchte Rosaura's Neigung zu gewinnen, der Ritter vom See fühlte sich zu Eudoxien hingezogen und der junge Ritter vom Rhein ließ sich schüchtern neben Irenen nieder. Der Graf und der Seeritter wurden bald mit ihren Damen einig, deren Bedenklichkeiten sich blos innerhalb der Grenzen des Schicklichen hielten. Irene aber sagte zu dem jungen Ritter: „Sagt mir aufrichtig, ob auf Eurer Burg viel Prunk und Lärm ist, ob Ihr den Glanz und die Feste liebt; in dem Falle bin ich keine Gattin für Euch. Mein Sinn geht auf stilles häusliches Glück. Meine Schwestern sind für das große Leben erzogen, darum ließ auch mein Vater, der ein frommer und überaus kluger Mann war, mich allein an sein Sterbebett kommen und sprach: „„Irene, Du wirst glücklich seyn, denn Du liebst nicht den

Schimmer und den eiteln Tand; darum laß, was ich an Geld und Schätzen besitze, Deinen Schwestern; Dir aber gebe ich diese Spindel, die noch von meiner Aeltermutter herrührt. So lange sie in Deiner Familie als ein Kleinod bewahrt wird, so lange wird das Glück nicht von Dir und Deinen Kindern weichen."" Wollt Ihr nun, Herr Ritter, keine Dame, sondern eine Hausfrau auf Eure Burg führen, so folge ich Euch gern."

Der Ritter ergriff ihre Hand: „Gott sey Dank, daß ich in Euch eine Gattin finde, wie mein Herz sie wünscht. Auch mir blüht mein Glück nur im einfachen Familienleben; und zum Zeichen, daß das Vermächtniß Eures Vaters mir heilig ist, soll die Spindel von dem Tage unserer Vermählung an in mein Wappen aufgenommen werden."

Die Edelfrau hatte nichts gegen die Wahl ihrer Töchter einzuwenden; doch bestand sie darauf, die Trauung sollte in ihrem Schlosse und für alle drei Paare zugleich geschehen. Drei Tage später zogen die Ritter mit ihren Frauen nach ihrer Heimath.

Die Edelfrau erlebte nicht mehr die Schicksale ihrer Kinder; sie starb sechs Monate nach ihrer Vermählung. Ein halbes Jahr später saß Irene, ihren Erstgebornen auf dem Schooß, auf ihrem Gemach, als ihr Gatte hereintrat. „Ich bringe Dir böse Neuigkeiten", sagte

er: „Unser Schwager, der Graf, hat, nachdem er sein ganzes Vermögen durchgebracht, sich mit einigen Raubrittern verbunden und ist vom Kaiser geächtet worden. Er soll sich nach Frankreich geflüchtet haben." „Und Rosaura?" rief Irene schmerzlich ergriffen.

Ihr Gatte wußte nichts von dem Loose ihrer Schwester. Aber als sie einige Wochen nachher, ihren Säugling auf dem Arme, unter den Linden im Hofe saß, kam eine müde Pilgerin auf sie zugeschritten, in der Irene augenblicklich Rosauren erkannte. Das Wiedersehen der Schwestern war mehr schmerzlich als freudig. Rosaura war eine Bettlerin, aber ihre Schwester bat sie, bei ihr zu bleiben und sich an häusliche Stille und häusliches Glück zu gewöhnen. Von Eudoxien wußte sie nichts. Aber wenige Wochen nachher traf der Ritter vom See unvermuthet auf der Burg seines Schwagers ein und berichtete: Eudoxia habe leichtsinnig weder ihn noch seine Ehre geschont, und er sich darum genöthigt gesehen, sie in ein Kloster zu stecken. Das war ein neuer Schmerz für Irenen, aber sie fand bald Trost in dem Gedanken, wie ihr eigenes Loos so freundlich gefallen, und suchte in ihren Kindern den einfachen, häuslichen Sinn zu entwickeln, der sie selbst zum Glück geführt.

27. Der Ritter von Angelach.

Als der heilige Bernhard im Dom zu Speier das Kreuz predigte, ließen sich viele Edle am Rhein damit bezeichnen, und unter diesen auch der Ritter von Angelach, dessen Burg einige Stunden von Heidelberg lag. Er hatte eine junge schöne Gattin und zwei Kinder im zartesten Alter, zwei hoffnungsvolle Knaben, aber so sehr auch sein Herz an ihnen hing, so siegte doch die fromme Schwärmerei jener Zeit über sein natürliches Gefühl, und er folgte den Zügen der Kreuzfahrer. Vor seiner Abreise empfahl er Gattin und Kinder dem Schutze des Ritters Konrad von Asbach, der am Neckar wohnte. Es war dieser aber zwar ein tapferer, aber äußerst habsüchtiger Mann und schnöden Lüsten ergeben.

Ein Jahr war seit der Abwesenheit des Ritters von Angelach verflossen, als ein Knecht desselben mit der Nachricht aus Palästina zurückkehrte, sein Herr sey in einem Gefecht mit den Ungläubigen an seiner Seite gefallen. Als Wahrzeichen brachte er den Ring des Ritters mit, den er dem Todten vom Finger gezogen.

Frau Irma versank in trostlosen Schmerz ob dieser Botschaft. Sie legte Trauerkleider an und ließ Messen lesen für die Ruhe des Hingeschiedenen.

Sechs Monate gingen so vorüber, in welcher Zeit Frau Irma eingezogener als eine Nonne lebte. Da kam eines Tages der Ritter von Asbach nach Angelach und warb um ihre Hand. Die Edelfrau wieß ihn mit Glimpf ab. Deßungeachtet wiederholte er seine Werbung immer dringender, bis Frau Irma sich aufs Bestimmteste erklärte, sie würde nie zur zweiten Ehe schreiten. Jetzt legte Konrad die Maske ab; er ließ der Wittwe wissen, sie möchte wählen zwischen seiner Hand und seiner Feindschaft, und er werde auch ihrer Söhne nicht schonen.

Frau Irma wurde von Todesangst ergriffen. Gern hätte sie ihr Leben gegeben für ihre Kinder, allein das Opfer, welches sie bringen sollte, war größer. Aber nichts ist zu schwer für ein Mutterherz. Sie wollte die Gattin eines Mannes werden, den sie verabscheute, nur bat sie, das Trauerjahr als Wittwe vollenden zu dürfen; mit Mühe erhielt sie von dem Ritter von Asbach die Bewilligung dazu.

Sechs Monate gingen auf's Neue vorüber, und es nahte der Tag, an welchem Irma ihren Wittwenschleier mit dem Brautschleier vertauschen sollte. Je näher aber die Stunde herankam, desto unsäglicher

wurde ihre Qual. Sie zerfloß in Gebet und Thränen, und kam den letzten Tag vor der Vermählung fast nicht mehr aus der Kapelle. Der Priester, dem sie beichtete, sprach ihr Trost zu und ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, der ja dem Menschen nicht mehr auflege, als er tragen könne. Auch sey ihr Leiden ein unverschuldetes, und ihr bleibe der Trost eines reinen Gewissens. Die Worte des Priesters wirkten wunderbar auf Irma; sie fühlte sich in ihrem Innersten erleichtert, und verließ die Kapelle weit gefaßter, als sie dahin gegangen war.

Am Abend desselben Tages kam ein Pilger in das Dorf, das in kleiner Entfernung von der Burg lag. Er war in einen dunkeln Mantel gehüllt; aus der zurückgeschlagenen Kappe sah ein wildes, keckes Auge hervor; das Haar schien früh ergraut; die Züge des Gesichts waren fein, die Wangen von Wind und Wetter gebräunt, um den schön geformten Mund lag ein Ausdruck von Bitterkeit, aber wenn er lächelte, verschwand dieser Zug, und dieses Lächeln flößte Vertrauen ein. Auf dem Gang durch das Dorf schien der Pilger unentschlossen, wo er seine Einkehr nehmen sollte, endlich setzte er seinen Weg fort bis zur Schenke, die am Ende des Dorfes lag. Hier zog er seine Kappe über den Kopf und trat hinein.

„Wollt Ihr einem Pilger eine Nachtherberge geben", redete er den Wirth an.

„Gern", antwortete dieser, und lud den Gast ein, an einem Tische Platz zu nehmen, an dem bereits der Schmied, der Wagner und der Fleischer des Dorfes bei einigen Flaschen Bier saßen. Der Pilger ließ sich aber an einem andern Tische nieder und schien nicht große Lust zu haben, sich in ein Gespräch einzulassen. Aber er wurde bald aufmerksam, als er hörte, daß der Wirth und seine übrigen Gäste sich über die morgende Vermählung der Edelfrau besprachen. Wer ihn in diesem Augenblick beobachtet hätte, der mußte bemerken, daß diese Nachricht alle seine Gesichtszüge veränderte und er am ganzen Körper zitterte, wie vom Fieberfrost gerüttelt. „Die arme Dame!" rief jetzt der Wirth; „man redet sich schreckliche Dinge in's Ohr." „Nein, man sagt sie laut", fiel der Schmied ein; der Ritter von Asbach hat ihr gedroht, ihre Kinder zu ermorden, wenn sie nicht einwillige, ihm ihre Hand zu geben."

„Weiß man denn gewiß, daß ihr Gemahl todt ist?" fragte der Pilger jetzt mit ungewisser Stimme.

Der Wirth erzählte die Aussage des Knechtes, der mit dem Ringe des Ritters von Angelach aus Palästina zurückgekehrt.

„Der Knecht hat nicht gelogen", erwiederte der Pilger, „und doch lebt der Ritter von Angelach noch."

„Er lebt!" fragten der Wirth und die Gäste verwundert.

„Ja", versetzte der Pilger, „denn ich habe die Reise aus Palästina nach Deutschland mit ihm gemacht."

„Er war also nicht todt?" fragte der Wirth.

„Er lag unter den Todten", antwortete der Pilger; „aber glücklicher Weise blieben die Christen Meister des Schlachtfeldes, und als man den Ritter von Angelach mit den übrigen Erschlagenen begraben wollte, bemerkte man noch Zeichen des Lebens an ihm und brachte ihn zu den Spitalbrüdern, wo er, obgleich langsam, doch ganz von seinen Wunden geheilt wurde. Ohne Zweifel wird er noch bei dem Hochzeitfest auf seiner Burg erscheinen."

„Wollte Gott, dem wäre so!" schrieen die Anwesenden einhellig.

„Kann er auf seine Unterthanen rechnen?" fragte der Pilger.

„Wahrlich!" rief der Schmied, und schlug auf den Tisch, daß die Flaschen klirrten. „Wir Alle geben Gut und Blut für unsern guten Herrn."

Jetzt schlug der Pilger seine Kappe zurück. „Seht Euren Herrn", sagte er, und bot ihnen die Hand.

Es wurde nun verabredet, der Schmied, der Wagner und der Fleischer sollten alsbald in Angelach und den umliegenden Dörfern und Meiereien so viel waffenfähige Mannschaft zusammenbieten, als möglich und

sie noch während der Nacht auf die Burg führen, der Wirth aber übernahm es, die Edelfrau auf die Erscheinung ihres Gatten vorzubereiten, damit ihr die Ueberraschung nicht tödtlich werden möge.

So geschah es auch. Am andern Morgen gegen 9 Uhr näherte sich ein großer Zug von Reitern der Burg Angelach. Den Uebrigen voran ritt der Ritter von Asbach, reich gekleidet, und neben ihm drei andere Edelleute, die als Zeugen zu der Trauung geladen waren. In ziemlicher Entfernung folgte ein großer Haufe von Bewaffneten. Kaum war aber der Bräutigam mit seinen drei Begleitern über die Zugbrücke eingeritten, als jene plötzlich aufgezogen und er von seinem Gefolge abgeschnitten wurde. Wüthend sprang er vom Pferd und befahl, die Brücke wieder aufzuziehen, aber plötzlich trat ein gewappneter Ritter mit geschlossenem Visir aus der Burg, grüßte die Begleiter des Bräutigams ehrerbietig und sprach dann in ernstem Tone:

„Edle Männer, was verdient der, welcher das Vertrauen eines Biedermannes auf das Schändlichste misbraucht?"

„Das man ihm sein Wappen und sein Schild zerbreche", antwortete der älteste der Edelleute.

„Nun so geschehe Dir, ehrloser Ritter von Asbach" rief jetzt der Gewappnete und nahm den Helm vom Haupte.

„Der Ritter von Angelach", riefen Alle, aber Ritter Konrad bebte zusammen, wie ein Verbrecher, dem sein Schuldbrief vorgelesen wird, und konnte keine Worte zur Vertheidigung finden.

Der Ritter von Angelach gab alsbald Befehl, die Zugbrücke für den Ritter von Asbach niederzulassen, der sich auch eilends entfernte. Die Edelleute, welche ihn begleitet hatten, nahmen gern die Einladung des Burgherrn an, statt einer Hochzeit das Fest seiner Heimkehr mit ihm zu feiern.

Der Ritter von Asbach befehdete nachher den von Angelach und fügte ihm großen Schaden bei, aber der Pfalzgraf, als Lehnsherr von diesem, zwang jenen zum Schadenersatz, und zerstörte später die Burg Asbach, weil der Eigenthümer zuletzt wiederholt den Landfrieden gebrochen.

28. Der Langenstein.

Zwischen Wörrstadt und Oberolm bei Mainz liegt ein ungeheurer Porphyrfels, der Langenstein genannt. Davon erzählt die Sage:

Es lebte in Wörrstadt ein reicher Wucherer, der große Schätze durch Unrecht gewonnen hatte. Aber Tag

und Nacht plagte den Wucherer die Furcht, sein Gold möchte ihm gestohlen werden, deswegen vergrub er es, unter geheimnißvollen Sprüchen, auf dem Felde, da, wo jetzt der Langenstein liegt. Der Teufel sah ihm zu, und dachte, wie er ihn in seinen Sünden hinwegnehmen möge. Da fiel ihm ein, der Verlust seines Schatzes würde ihn ohne Zweifel zum Selbstmord verleiten, und so geschah es auch. Der Teufel trug das Felsenstück auf die Stelle, wo das Gold vergraben lag, und als der Wucherer kam und kein Mittel sah, den ungeheuern Fels wegzubringen, so erhing er sich an einem nahestehenden Baume.

Seitdem sitzt manchmal des Nachts eine Eule oder ein Zwerg auf dem Stein und scheinen den Schatz zu hüten. Einmal, um das Fest der Todten, ging gegen Mitternacht ein kecker Bursche aus Mainz an dem Stein vorüber. Da rief ihm das Männlein zu: „Willst Du Deine Taschen von dem Schatze füllen, der hier begraben liegt, so will ich den Stein wegheben, aber Du mußt mir versprechen, eine Todsünde zu begehen, doch lasse ich Dir die Wahl zwischen einem Rausch, einem Ehebruch oder Mord.“ Der Jüngling dachte, was ist es viel um einen Rausch, und willigte ein. Der Zwerg wälzte alsbald den Stein weg, und darunter lag eine Menge Goldes, und davon füllte der Jüngling seine Taschen. Der Zwerg rief ihm noch die Warnung nach:

„Erfülle Dein Versprechen, oder ich verwandle Dein Gold in Kohlen.“

Der Jüngling meinte, er wolle sich doch lieber sicher stellen, und in der ersten besten Schenke betrank er sich, daß ihm beinahe die Sinne vergingen. Er kam spät nach Hause und fand Niemand mehr wach, als die Frau des Kaufmanns, bei welchem er wohnte, und die ihres Mannes wartete, der noch in Geschäften auswärts war. Die Frau war jung und schön; in dem Jüngling weckte der Rausch die böse Begierde und die Frau gab nach. Sie hörten nicht die Nachhausekunft des Mannes, der sie in einer Umarmung überraschte, und seine Reitpeitsche schwang; aber der jetzt doppelt benebelte Jüngling ergriff ein Messer und stieß es dem Manne durch die Brust.

---

29. Lauretta von Starkenburg.

Nahe bei Enkirchen an der Mosel liegen auf einem Berge die spärlichen Trümmer der alten Starkenburg, von welcher ein Zweig der Grafen von Sponheim den Namen trug. Graf Heinrich II. von Starkenburg hinterließ bei seinem Absterben eine Wittwe, Lauretta mit

Namen, von großer Schönheit und noch größerem Muthe. Nach dem Tode ihres Gemahls hatten sich viele Herren um ihre Hand beworben, allein sie zog die Freiheit vor, obgleich ihr Herz nicht ganz unempfindlich war gegen die Lockungen der Liebe. Unter denen, die ihrer Schönheit huldigten, war auch Arnulf von Stein, der auf dem Rheingrafenstein wohnte. Wenn ihn auch das Glück weniger begünstigt hatte, als seine Nebenbuhler, so besaß er doch auch Manches, was die Frauen höher anzuschlagen pflegen, als Geld und Gut. Mit einer edlen Gestalt verband er gar einnehmende Sitten, und außerdem hing er an Lauretten mit einer Beständigkeit, die selbst in jenen Zeiten Verwunderung erregte. Da er ihre Abneigung gegen eine zweite eheliche Verbindung kannte, so tadelte er diesen Entschluß nie und äußerte oft, er habe keinen andern Wunsch, als stets um die zu leben, welche er sich zur Herrin erkohren, und sie selbst möge immerhin frei bleiben, wenn sie ihm nur vergönne, ihre Ketten zu tragen.

Damals saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Trier ein gar kecker Mann, Balduin mit Namen, der lieber das Schwert trug, als das Rauchfaß, und der Schrecken aller seiner Nachbarn war. Sein Ansehen in Deutschland mußte groß seyn, denn er hatte zwei Kaiser auf den Thron gesetzt, und hätte sie eben so leicht wieder herabstoßen können. Seine Lust war auf

den Schlachtfeldern, und er freute sich weniger an Eroberung als an Zerstörung. Mit den Grafen von Sponheim, mit den Wild- und Rheingrafen und mit vielen andern bestand er manche blutige Fehde, verbrannte die Hütten des Landmanns, zerbrach die Burgen und plünderte die Städte. Auch die schöne Lauretta wurde von ihm bedroht in einem Augenblicke, da sie sich dessen am wenigsten versehen konnte. Der Erzbischof heuchelte sogar freundliche Gesinnungen gegen sie, und der Zwist mit denen von Sponheim war längst vertragen. Da trat eines Tages Arnulf von Stein in ihr Gemach mit bedenklicher Botschaft. Ein Geschäft hatte ihn nach Trier geführt, wo der Domdechant sein Oheim war. Von diesem erhielt er einen Wink, daß der Erzbischof böse Absichten gegen Starkenburg hege und unvermuthet als Feind erscheinen werde.

Lauretta wurde durch diese Nachricht betroffen, denn obgleich es ihr gar nicht an Muth gebrach, so befand sie sich doch keineswegs in der Lage, feindseligen Angriffen lange widerstehen zu können, und es war eine Zeit von mehreren Monaten erforderlich, um die gehörigen Vertheidigungsmittel herbeizuschaffen und zu ordnen.

„Eure Vettern, die von Sponheim, werden Euch zu Hülfe kommen“, sagte Arnulf, als er ihre Besorgnisse vernahm.

„Ja, wenn ich erst angegriffen bin und wenn es zu spät ist", antwortete die Gräfin.

Arnulf sah sie an mit einem Blick, der ihre Seele durchdrang. „Theure Gräfin!" rief er, und ein edles Feuer durchglühte sein ganzes Wesen, „edle Frau! vertraut auf mich und mein getreues Häuflein. Keiner von uns wird fallen, ohne zehn Trierer mit sich zu reißen, und am Ende möchte die Zahl der übrigen Feinde nicht mehr groß seyn."

„Ihr mit den Eurigen sollt an meiner Seite fechten", erwiederte Lauretta, „und eher mögen mich die Trümmer der Starkenburg begraben, als ich eine Scholle meines Eigenthums an den stolzen Balduin abtrete."

„Er macht noch vorher eine Reise nach Koblenz", bemerkte Arnulf.

„Zu Lande oder zu Wasser?" fragte Lauretta in großer Bewegung.

„Zu Schiffe."

Die Gräfin trat an's Fenster und sah halb ernst, halb lächelnd in die Mosel hinab. Sie wendete sich hierauf zu dem Ritter von Stein mit den Worten:

„Ich will den Erzbischof hier auf meiner Burg bewirthen."

Arnulf schaute sie verwundert an.

„Ich werde ihn nöthigen, hereinzutreten, und er

kann es nicht übel nehmen, denn es steht ja so in der Bibel geschrieben."

Der Ritter wurde nachdenkend. „Kommt Euch die Sache gefährlich vor?" fragte die Gräfin.

„Ich kenne keine Gefahren, als die Euch drohen", entgegnete Arnulf, „und das eben macht mich unentschlossen. Der heilige Vater in Rom wird sich seines Sohnes annehmen, er wird die Gräfin von Starkenburg mit dem Bann belegen. Das kann zur Noth ein Mann tragen; allein — verzeiht edle Frau, für Euch wäre die Last unziemlich. Darum überlaßt das Wagstück mir."

„Nicht um eine Krone", fiel Lauretta ein. „Ihr kennt mich, Herr von Stein!"

„So darf ich doch wenigstens Eure Leute anführen?"

Die Gräfin willigte in dieses Begehren und nahm mit dem Ritter Abrede zur Ausführung des Vorhabens.

Die Sache gelang nach Wunsch. Das Schiff, auf welchem Balduin die Mosel herabfuhr, wurde von den Leuten der Gräfin angehalten und er als Gefangener an's Ufer gebracht, wo sie seiner harrte. Nichts in der Welt hätte den stolzen Bischof so schmerzlich verletzen können, als die Schmach, in die Gewalt eines Weibes zu gerathen; er tobte und drohte, doch die Gräfin

blieb kalt und entschlossen. „Herr Erzbischof", sagte sie, „Ihr wolltet mich ohne Absage überfallen, darum hielt ich's für klug, Euch zuvorzukommen: Ihr seyd mein Gefangener, und sollt gerade so behandelt werden, wie's einem geistlichen Herrn ziemt, der statt des Hirtenstabes das Schwert führt."

Lauretta hatte in einem festen Thurm ein Gemach einrichten lassen, worin, neben dem gewöhnlichen Geräthe, ein Altar stand. Dahin ließ sie den Erzbischof bringen und ihm zugleich bedeuten, er würde so lange ihr Gefangener bleiben, bis er sich bequemte, die Urfehde zu schwören, und allen Schaden zu ersetzen, den er denen von Sponheim und auf Rheingrafenstein zugefügt.

Der Erzbischof war jedoch unbeugsamen Sinnes, und außerdem rechnete er darauf, daß der Papst seine Feindin aus der Gemeinschaft der Kirche ausschließen werde, weil sie es gewagt, ruchlose Hände an einen Gesalbten des Herrn zu legen. Lauretta ließ indeß keine Furcht aufkommen, und war vielmehr entschlossen, auch das Aeußerste zu wagen. Sie setzte ihre Burg in furchtbaren Vertheidigungsstand, wobei ihr der Ritter von Stein treffliche Dienste leistete. Seine Treue rührte auch ihr Herz, und wenn sie gleich nicht gewohnt war, von einem Vorsatze abzuweichen, den sie einmal gefaßt hatte, so wußte sie doch einen Ausweg zu finden.

Die Arbeiten an der Burg waren jetzt vollendet, und der Ritter verschwand plötzlich. Die Gräfin wußte dies nicht zu deuten, und gerieth sogar auf den Gedanken, er könne heimlich hinweggeführt oder ermordet worden seyn. Einer ihrer Leute hatte ihn zum letztenmale in der Gegend des äußersten Wartthurmes erblickt, und da in der Nähe des Thurmes ein Wald lag, so konnten sich leicht einige Feinde darin versteckt halten.

Der Gräfin wurde es erst jetzt klar, wie sehr sie sich an den Umgang mit Arnulf gewöhnt habe, und sie schalt sich ob solcher Schwäche, ohne jedoch sie meistern zu können. Sie sandte einige Späher aus, von denen auch einer so glücklich war, den Ritter zu finden. Er traf ihn in der Stadt Trier, wo er, als Klosterbruder verkleidet, herum ging, und besonders wachsam war, ob nichts gegen die Starkenburg im Werke sey. Auf die Gräfin machte diese Nachricht tiefen Eindruck; sie wußte, daß Arnulf sie unaussprechlich liebe; sie hatte ihm keineswegs ihre entschiedene Abneigung gegen eine zweite Heirath verhehlt, und demungeachtet wagte er sich in die augenscheinlichsten Gefahren, blos um allen Schaden von ihr abzuwenden.

Wäre der Ritter in diesem Augenblick auf der Starkenburg erschienen, und hätte noch einmal den Wunsch nach ihrer Hand blicken lassen, so hätte ohne

Zweifel ihr Herz sie hingerissen; allein es bedurfte bei der Gräfin nur weniger Stunden, um die stärkste Bewegung in ihrem Gemüth zur Ruhe zu bringen.

Zwei Tage nachher kam der Ritter wirklich auf der Starkenburg an, mit der Nachricht, die Trierer hätten bereits eine Menge Volkes aufgebracht, und würden ehestens ausrücken zur Befreiung ihres Erzbischofs.

„Um so besser“, antwortete Lauretta, „bis jetzt war alles nur Spiel, und ich mag den Ernst lieber.“

„Frau Gräfin“, sagte Arnulf, „laßt mich jetzt walten, nur heute und morgen. Wir müssen vor allen Dingen dem Kirchenbann zuvorkommen.“

Lauretta wurde nachdenkend. „In Gottes Namen“, rief sie endlich, „thut, was Ihr vor Euch selbst verantworten könnt.“

Der Ritter begab sich alsbald zum Erzbischof ins Gefängniß und erzählte ihm, wie er von Trier komme, wo die Seinigen ungeheure Rüstungen machten, die Starkenburg zu belagern.

Balduin schaute den Ritter mit großen Augen an.

„Auf meine Ritterehre“, fuhr dieser fort, „es ist die lauterste Wahrheit, was ich berichte.“

„Herr Ritter von Stein“, versetzte der Bischof, „ich hielt Euch für meinen Widersacher, und wahrlich, ich hatt's Ursache. War't Ihr nicht der Erste, welcher auf dem Schiffe Hand an mich legte?“

„Allerdings", versetzte Arnulf, und ich stehe auch jetzt nicht als Euer Freund vor Euch. Doch im Tode müssen gute Christen sich versöhnen."

„Im Tode?" stammelte Balduin. „Wie meint Ihr das?"

„Ihr kennt mich, Herr Erzbischof", erwiederte der Ritter, „und darum werdet Ihr auch der Versicherung glauben, daß ich fest entschlossen bin, mich mit Euch unter den Ruinen der Starkenburg begraben zu lassen."

Balduin wurde bleich und Tropfen standen auf seiner Stirn. „Ich will mich lösen", sagte er nach einer Weile.

Arnulf forderte für die Gräfin dreißigtausend Goldgülden und die Zurückgabe der Güter im Birkenfeldischen. Außerdem einen Eid auf die Hostie, daß der Bischof der Gräfin es nicht nachtragen wolle im Bösen. Balduin fand die Bedingungen hart, allein die Umstände waren gebieterisch. Er willigte endlich ein, und fertigte zwei von seinen Leuten ab, die mit ihm in Gefangenschaft gerathen waren, um das Geld herbeizuschaffen.

Der Ritter verfügte sich jetzt zu der Gräfin und gab ihr Bericht von dem, was er mit dem Bischofe abgeschlossen. Lauretten's Herz war in der That der Furcht nicht sehr zugänglich; indeß hatte sie doch die Lage der Dinge gehörig erwogen, und es war ihrem Blicke

nicht entgangen, daß sie gegen die überlegene Macht von Trier ein gewagtes Spiel spiele. Die Klugheit und die Treue, welche der Ritter auch hier wieder bewiesen, mußten sie immer mehr an ihn binden, und sie wollte ihren Dank nun auch nicht länger zurückhalten.

„Herr von Stein", begann sie, nicht ohne sichtbaren innern Kampf, „ich kenne Eure Neigung zu mir, und Euer Biedersinn hat Euch meinem Herzen so werth gemacht, daß ich Euch hoch über alle Männer stelle. Ihr wißt aber auch, wie ich über die zweiten Ehen denke, und daß ich nie von einem wohlüberdachten Entschluß abgehe. Könnt Ihr Euch begnügen mit meiner Hand und mit dem Gedanken, daß ich Euch als Gattin angehöre, so will ich den Erzbischof bitten, daß er uns traue. Fordert jedoch nie Rechte, welche das Weib am meisten in die Abhängigkeit des Mannes versetzen."

Der Ritter warf sich zu ihren Füßen. „Edle Gräfin!" rief er, „daß Ihr mir mehr angehören wollt, als irgend einem Manne auf der Welt, dies macht mich schon überglücklich. Kann ich beständig um Euch seyn und mit Euch leben, so will ich mein Schicksal preisen und keinem andern Wunsche mehr Raum geben."

Lauretta ließ sich auch wirklich mit dem Ritter von Stein trauen. Der Erzbischof hatte es zwar abgelehnt, die Handlung zu verrichten, aber doch den Burgkaplan dazu ermächtigt. Die Ranzion, welche Balduin

erlegte, wendete die Gräfin zum Bau einer neuen Burg und Stadt an. Frauenburg nannte sie jene und Trarbach diese. Beide ließ sie durch Werke, die für ihre Zeit Bewunderung erregen, mit der Starkenburg in Verbindung setzen, und mochte so allen Angriffen ihres mächtigen Gegners trotzen.

Von der Frauenburg bei Trarbach ist nichts mehr vorhanden und von der Starkenburg sind nur noch wenige Ruinen übrig, die traurig in das schöne Moselthal herabblicken.

30. Der Minneberg.

Von dem Minneberge ist schon im ersten Theile eine Sage mitgetheilt worden; eine andere geben wir hier.

Am Fuße des Berges war ein heimliches, schattiges Plätzchen mit einem kühlen Brunnen. Der Sage nach sollten in dem Berge zwölf schöne Jungfrauen ihren Aufenthalt haben, und von diesen manchmal eine oder zwei an die Quelle kommen und dort eine Zeit lang verweilen. Auf einer Burg, in der Nähe des Minneberges, lebte ein schöner Edelknabe; der kam einmal auf der Jagd in diese Gegend, die eben vom Abendroth

beschienen wurde. Am Brünnlein saß ein liebreizendes Mägdlein; die langen goldenen Flechten ihrer Haare hingen von beiden Seiten über die Schultern in den Schoos herab; ihr einfaches weißes Gewand, welches oben durch einen kostbaren Stein zusammengehalten wurde, schien aus Luft gewebt, und ein himmlisches Lächeln schwebte um ihre Lippen. Der Edelknabe faßte sich ein Herz und trat zu ihr hin und grüßte sie freundlich. Das Mägdlein dankte eben so freundlich, und die Erscheinung des schönen Jägers schien ihr nichts weniger als unangenehm. Beide wurden bald im Gespräch vertrauter, der Edelknabe erklärte ihr seine Liebe, und da sie gleich darauf seinen Kuß erwiederte, so war das Bündniß geschlossen. „Ich bin Dein, aber unter einer Bedingung", sagte sie. „Nie darfst Du nachforschen, wohin ich von hier gehe, nie mir in meine geheime Wohnung folgen, denn wenn Du den Fuß hineinsetzest, so darfst Du sie ewig nie wieder verlassen." Der Edelknabe schwur, was sie verlangte und die ersten Frühlingstage seiner Liebe gingen ohne Sturm vorüber. Bald aber plagte ihn die böse Neugierde; er dachte, er möge wohl unbemerkt von der Geliebten den Eingang in ihre Wohnung erspähen, und dies gelang ihm auch. Er sah sie durch eine Felsenspalte in den Berg hineingehen. Seine Neugierde wuchs, und er beschloß, ihr wenigstens eine kleine Strecke weit in den Berg zu

folgen. Er that es, und seit dieser Zeit hat man nie wieder etwas von dem Edelknaben gesehen und gehört, und auch die schöne Bergjungfrau soll sich später nie wieder haben blicken lassen.

31. Der Hexenthurm in Bühl.

Auf dem linken Ufer des Bühlerbaches, in dem Theile des Städtchens Bühl, der den Herren von Windegg gehörte, lag noch in den letzten Zeiten ein mächtiger Thurm, der Hexenthurm genannt. Ursprünglich mochte er mit dem kaum hundert Schritte weit entfernten Schlosse der Windegger in Verbindung gestanden haben; später, zur Zeit der unseligen Hexenprocesse, wurde er als Gefängniß für diese unglücklichen Schlachtopfer des Wahns benutzt.

Damals lebte in Bühl eine ehrbare fromme Matrone, die eine einzige, sehr schöne und ebenso tugendhafte Tochter hatte, Gertrud mit Namen. Das Mädchen gefiel dem Schloßvogt, der ein Wüstling war, und er machte der Jungfrau Anträge, die mit Abscheu zurückgewiesen wurden. Der Burgvogt ergrimmte und sann auf Rache.

Zufällig begab es sich, daß Gertrud eines Tages

vor Sonnenaufgang sogenannte Ostertaufe oder Wasser, welches auf Ostern in katholischen Kirchen geweiht wird, auf einen ihrer Mutter gehörigen Acker trug, wie es noch jetzt in jenen Gegenden Sitte ist, und wodurch man böse Einwirkungen abzuhalten glaubt. Nun kamen im darauf folgenden Sommer Schwärme von Insekten, welche die Felder verwüsteten, und was diese verschonten, das zerschlug der Hagel. Dies brachte den Vogt auf den höllischen Gedanken, die arme Gertrud als Hexe anzugeben, die die Insecten und den Hagel herbeigezaubert. Er hatte gehört, daß sie eine Flüssigkeit auf das Feld ausgegossen, und dabei einen Spruch hergesagt. Die Jungfrau hatte nämlich, während sie das geweihte Wasser umherspritzte, ein Vaterunser gebetet. Keine Anklage fand in jener Zeit leichtern und allgemeinern Glauben, als die auf ein Bündniß mit den bösen Geistern. Gertrud wurde als Hexe eingezogen, und um ein Geständniß von ihr zu erhalten, erkannte der Richter auf Tortur. Gertrud fühlte, sie würde unter den Schmerzen der peinlichen Frage erliegen, und bat um einen Beichtvater. Diese Bitte konnte man nicht abschlagen und der Pfarrer wurde gerufen. Es war dies ein frommer Mann, der die Sprache der Unschuld und Wahrheit verstand und keine Menschenfurcht kannte. Ihm wurde die Unschuld der Jungfrau gewiß, nachdem er ihre Beichte gehört, zumal

da er den Vogt als einen bösen Menschen kannte. Seine Worte weckten in Gertrudens Herzen Vertrauen. „Es ist ein Gott, der die Unschuld schützt", sagte er; „vertraue auf den." Eine hohe Zuversicht zog ein in die Brust der Jungfrau, als er seine Hand auf ihr Haupt legte und ein Gebet sprach. Sie betrat die Folterkammer mit ungemeiner Fassung, aber plötzlich, bei ihrem Eintritt, zersprangen alle Marterinstrumente mit großem Geräusch. Selbst der Henker erblaßte, aber der Vogt, der gegenwärtig stand, rief: „Da sehet Ihr die Zauberin, das ist ein Werk des Teufels; was braucht es mehr Beweise? Verdammt sie zum Scheiterhaufen." Und Gertrude wurde zum Scheiterhaufen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag brach an; der Scheiterhaufen war aufgerichtet und im Rücken desselben stieg ein hoher Pfahl empor, an welchem die Verurtheilte festgebunden werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge war herbeigeströmt. Der Pfarrer begleitete die Jungfrau auf ihrem letzten Gange. Er sprach ihr Muth zu. „Er, der Dich von den Qualen der Folter errettet, kann Dich auch vom Tode befreien", sagte er. Gertrud erhob den Blick zum Himmel, und es kam in sie die Gewißheit, Gott könne sie nicht verlassen.

Sie bestieg jetzt den Holzstoß und ließ sich geduldig an den Pfahl binden. Der Pfarrer blieb in ihrer Nähe. Eine tiefe Todesstille lag auf der Menge der Zuschauer,

und in vielen Augen zitterten Thränen. Da wurde das Signal gegeben, und der Holzstoß an drei Seiten angezündet.

Aber plötzlich fiel aus einer schwarzen Wolke, die von Abend heraufgezogen war, ein Schlagregen nieder, der alle Feuer auslöschte, und im nämlichen Augenblick lösten sich die Bande der Jungfrau wie von unsichtbarer Hand, und sie kniete nieder und hob die gefalteten Hände zum Himmel. Der Pfarrer aber rief zu dem versammelten Volke: „Seht ihr das Zeichen am Himmel? Gott hat gerichtet, denn Menschen gebieten den Elementen nicht."

„Gott hat gerichtet!" schrie das Volk, und stürzte auf den Vogt los, der nicht weit vom Holzstoß auf seinem Rappen hielt, und mit Noth in der Schnelligkeit desselben Rettung fand. Aber der Herr von Windegg, der die Geschichte erfuhr, ließ ihn als Gefangenen in den Hexenthurm werfen, wo er sich einige Monate später erhing.

32. Der Raubritter.

Am schroffen Abhange des Niederwaldes hängt, wie das Nest eines Raubvogels, die zerfallene Burg Ehren-

fels, einst von den Churfürsten von Mainz erbaut. Da lebte in alter Zeit ein Burgvogt, Hanns von Ehrenfels genannt, der eine einzige Tochter, Uta, hatte, deren Schönheit am ganzen Rheinstrom gerühmt wurde. Ein Edelmann aus Mainz, der ein steinreicher Mann war, warb um sie, aber Uta gestand ihrem Vater offen, ihr Herz sey bereits versagt, und sie würde ihre Hand nie einem andern Manne geben, als dem jungen Ritter von Reichenstein.

„Wie, einem Räuber?“ brüllte der Vater.

„Reichenstein ein Räuber!“ stammelte Uta, und alles Blut wich aus ihren Wangen.

„Ja“, versetzte Hans von Ehrenfels, „der alte und sein Sohn sind Raubritter, und der Kaiser hat geschworen, alle Raubnester am Rheine zu zerbrechen und keinen Stein auf dem andern zu lassen.“

„Nein, nein, es ist unmöglich!“ rief Uta; „der Vater mag ein Räuber seyn, aber der Sohn theilt gewiß seine Schuld nicht.“

Der Burgvogt sah wohl ein, daß es in diesem Augenblicke unmöglich sey, die Gesinnung seiner Tochter zu ändern und entfernte sich.

Es war eine späte Abendstunde; Uta saß wie vernichtet in ihrem Gemach, und neben ihr stand theilnehmend ihre Dienerin Elsbeth, die ihr Trost einzu-

sprechen suchte. Aber das Fräulein hörte nicht auf ihre Worte; da trat Elsbeth an's Fenster, öffnete es und schaute hinaus in den Rhein. „Ach Gott!" rief sie plötzlich, „da drüben an Hatto's Thurm schreitet eine hohe, schwarze Gestalt, und unter dem Felsenloch bei Asmannshausen leuchtet es wie der Wiederschein von Flammen." Plötzlich sprang Uta vom Sessel auf und an's Fenster. Als sie die Helle gewahrte, zuckte plötzlich ein Gedanke, wie ein Blitz, durch ihre Seele: wenn es Reichenstein wäre, das brennte! Wenn die Soldaten des Kaisers die Feste schon genommen hätten! Sie bat Elsbeth, auf den Thurm zu steigen, der eine weite Aussicht gewährte, und sich dort umzusehen. „Ich kann Dich nicht begleiten", setzte sie hinzu, „denn meine Knie brechen unter mir."

Elsbeth that, wie ihr befohlen war, und kam bald mit der Nachricht zurück, es schiene, daß Rheinstein und Reichenstein wirklich in Flammen stünden.

Uta hielt sich mühsam an der Lehne eines Sessels. Elsbeth trat jetzt wieder an's Fenster; sie hörte Ruderschlag und bemerkte jetzt einen Nachen, der unter der Burg anlegte. Eine hohe Gestalt schwang sich auf die schmale Felsenterrasse, die sich am Fuße des Ehrenfels aus den Fluthen erhob, und rief: „Uta! Uta!" Die Jungfrau erkannte die Stimme ihres Ge-

liebten. Mit dem Ausruf: „Heinrich! Heinrich! Du hier!“ trat sie an's Fenster.

„Uta, komm' herab, zu mir, nur auf einige Augenblicke!“ flehte der Ritter. „Reichenstein brennt, mein Vater ist todt, ich bin geächtet! Aber ich kann, ich kann nicht von dieser Gegend scheiden, ohne Dich noch einmal an mein Herz zu drücken!“

Uta befahl Elsbeth, ihr zu folgen. Sie ließ durch den Thorwart sich ein kleines Pförtchen öffnen, welches an den Rhein hinabführte, und wenige Minuten nachher lag sie in des Ritters Armen.

„Uta“, sagte er, „ich habe Geld und Kostbarkeiten gerettet, folge mir. In einem fremden Lande wollen wir uns ankaufen.“

„Ich liebe Dich, wie meine Seele“, antwortete Uta, „und wäre ich Deine Gattin, dann sollte keine Gewalt mich von Dir trennen. Aber die Tochter darf das Haus des Vaters nicht ohne seinen Segen verlassen, und die Jungfrau nicht dem Geliebten folgen, ohne den Segen des Priesters.“

„Ich kann, ich kann nicht von Dir scheiden!“ rief der Ritter, indem er sie krampfhaft an seine Brust schloß.

„Es muß geschieden seyn, Heinrich, leb wohl, leb ewig wohl.“ In diesem Augenblicke verließen sie ihre

Lebensgeister; sie hing leblos in den Armen des Ritters; da ergriff diesen der Wahnsinn: er umklammerte sie und stürzte sich mit ihr in die Fluthen des Rheines.

Am andern Morgen fand man ihre Leichname am Ufer.

33. Der Bogenschütze.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, trauern auf einer Höhe die Ruinen der Burg Fürsteneck. Hier lebte, im dreizehnten Jahrhundert, Oswald von Fürsteneck, einer der ersten Bogenschützen seiner Zeit. Sein Todfeind war Wilm von Saneck, dessen Burg in der Nachbarschaft, am alten Sanwald, lag. Lange stellte dieser dem von Fürsteneck hinterlistig nach, und endlich gelang es ihm, als Oswald eines Abends von Bingen in Begleitung eines einzigen Knechtes zurückkehrte, denselben aus einem Hinterhalte zu überfallen, und ihn als Gefangenen nach Saneck zu führen. Dort wurde der Unglückliche in einen tiefen Thurm geworfen, und einige Zeit nachher ließ der Sanecker seinen Feind blenden. Auf Fürsteneck glaubte man anfänglich, als der Ritter nicht mehr heimkehrte, er sey von Räubern erschlagen worden, da man aber nirgends den

Leichnam oder sonstige Spuren einer Gewaltthat entdecken konnte, so mußte bald ein anderer Argwohn entstehen.

Oswald hatte einen einzigen Sohn, Edwin mit Namen, der seit Kurzem von dem Hoflager in Mainz, wo er den Waffendienst gelernt hatte, in das väterliche Haus zurückgekehrt war. Dieser kannte den Groll, den der Ritter von Saneck gegen seinen Vater hegte, und auch dessen Tücke.

Der Gedanke an eine Verrätherei des Saneckers lag hier zu nahe, um nicht von Edwin schnell ergriffen zu werden. Wie viele edle Jünglinge jener Zeit, war er geübt in Saitenspiel und Gesang, und faßte daher den Entschluß, sich als fahrender Sänger zu verkleiden, und in dieser Vermummung Kundschaft einzuziehen. Mit der Zither auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand, zog er gen Saneck. In einiger Entfernung vom Schlosse setzte er sich unter einem Baume nieder, und seine bekümmerten Blicke hingen fest an einem hohen, festen Thurme, der an der nördlichen Seite der Burg angebaut war. Da trat zu ihm ein junger Mensch, dessen seltsame Kleidung und scheuen Blicke einen Blödsinnigen oder Wahnsinnigen anzeigten. „Gott grüß Euch, Herr Sänger", hub der Jüngling an. „Warum schaut Ihr so ernst auf jenen hohen Thurm hin. Das ist ein Käfig, in welchem die Vögel eingesperrt werden, nachdem man ihnen die Schwungfedern ausgerissen."

„Es ist also ein Gefängniß?“ fragte Edwin.

„Ich will's Euch wohl sagen, wenn Ihr mir ein Lied singen wollt. Ich liebe gar sehr den Gesang. Aber verrathen dürft Ihr mich nicht: der alte Wilm ist ein böser Mann, er läßt mich manchmal einsperren und bei Wasser und Brot fasten.“

„Ich will Dir ein Lied singen, und dann erzähle mir, und was Du mir vertraust, soll als ein heiliges Geheimniß in meiner Brust ruhen.“

Mit diesen Worten nahm Edwin seine Zither vom Rücken und stimmte eine rührende Melodie an. Auf den Jüngling machte dies einen merkwürdigen Eindruck; es schienen Erinnerungen in ihm aufzudämmern, und über seine Wangen rollten Thränen. Plötzlich schien er aber in eine Art von Wuth zu gerathen, ballte die Faust und machte drohende Geberden gegen die Burg Saneck hin.

„Nun erzähle mir, was Du von jenem Thurme weißt“, sagte Edwin, nachdem er sein Lied geendet hatte.

Der Jüngling warf einige schüchterne Blicke umher, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht belauscht werde, und raunte dann dem jungen Ritter in's Ohr: „Vor einigen Wochen haben sie da ein Paar Vögel eingesperrt, die sie aus ihrer Freiheit geholt. Ich sah heimlich zu, wie sie in den Thurm

geschleppt wurden, aber mich bemerkte Niemand, denn sonst hätten sie mich mit eingemauert. Der Eine schien der Herr, der Andere der Diener; jener ritt einen Schimmel und dieser einen Rappen."

„Gott, mein Vater!" murmelte Edwin vor sich hin. „Aber wie ihn retten? Ziehe ich mit meinen Mannen vor die Burg, so setze ich das Leben meines Vaters in Gefahr. Durch List?" Er verfiel nun in ein langes Nachdenken und beschloß zuletzt, sich einige Tage in der Nachbarschaft zu verbergen und der Gunst des Zufalls zu vertrauen.

Eine gute Viertelstunde von Saneck lag eine Kapelle mit einer Klause. Der Eremit, der sie bewohnte, war ein frommer Mann, der den Sänger freundlich aufnahm, und dieser überzeugte sich bald, daß er ihm vertrauen könne. Er theilte dem Eremiten sein Geheimniß mit. „Hier kann nur Gott helfen", sagte dieser, „und ich will mein Gebet mit dem Eurigen vereinen, damit er dort oben uns Licht sende in dieser Dunkelheit."

Edwin brachte die Nacht in der Klause des Einsiedlers zu, der mit ihm sein dürftiges Mahl theilte, und ihm ein ärmliches Lager bereitete. Früh am andern Morgen sagte er zu seinem Gast: „Mir ist diese Nacht ein Gedanke gekommen, und ich glaube, der liebe Gott hat ihn mir gesendet. Der Ritter von Saneck

hat eine Gattin, die das Gegentheil ist von ihrem Eheherrn, denn sie fürchtet Gott, ist sanftmüthig und übt Barmherzigkeit. Ich darf von Zeit zu Zeit zu ihr auf das Schloß kommen; dann spricht sie mit mir von erbaulichen Dingen und entläßt mich nie ohne ein kleines Geschenk. Ich will jetzt nach Saneck gehen. Wer weiß, ob es uns nicht frommen kann."

Der Eremit that, wie er gesagt. Nach einer Stunde kam er von der Burg zurück. Er erzählte, daß er die Burgfrau untröstlich gefunden ob der ruchlosen Thaten ihres Mannes. „Morgen", setzte er hinzu, ist ein Fest auf Saneck. Manche Ritter aus der Nachbarschaft sind dazu geladen. Wenn Ihr glaubt, daß Euer Gesicht nicht bekannt sey, so geht hin; dem Sänger werden die Thüren offen stehen. Ihr werdet wenigstens Gelegenheit haben, die Beschaffenheit der Burg kennen zu lernen."

„Mein Gesicht ist diesen Menschen fremd", antwortete Edwin, „denn ich habe bisher in Mainz gelebt und in die Nähe des Erzbischofs wagte sich keiner dieser Raubritter, denn er ist ihr geschworner Feind. Ich will hingehen."

Als Edwin des andern Tages nach Saneck kam, und an die Thüre der Halle trat, wo die zahlreiche Tischgesellschaft versammelt war, schallte ihm die zügelloseste Lustigkeit entgegen. Einige der Gäste bemerkten ihn und riefen ihn hinein, und hießen ihn, bekannte

Zechlieder anstimmen. Aber der Lärm unterbrach ihn bald, denn den Gästen war der Wein bereits zu Kopfe gestiegen, und am meisten schien der Ritter von Saneck von den Dünsten desselben umnebelt. Edwin wurde jetzt aufmerksam auf ein Gespräch, welches sich zwischen diesem und seinem Nachbar entspann. „Weißt Du auch, Wilm", sagte der Nachbar, „daß man Dich im Verdacht hält, Du habest den Fürstenecker niedergeworfen und ins Gefängniß gesperrt." „Nicht alle Sagen sind Lügen", versetzte der Ritter mit einem gräßlichen Schmunzeln. „Man behauptet sogar, Du habest ihn blenden lassen", fuhr jener fort. „Nun was ist's weiter", versetzte der Sanecker. „Ob eine Kerze von selbst erlischt oder ausgelöscht wird, ist's nicht dasselbe? Sie hört eben zu brennen auf."

„Schade um seine Kunst im Bogenschießen", fiel jetzt ein anderer Ritter ein, der das Gespräch belauscht hatte.

„Ich wette er trifft auch blind noch das Ziel, wenn man es ihm bemerklich macht", hub der erste Ritter wieder an. „Topp, ich wette dagegen", rief, aller Besonnenheit baar, der Sanecker, und gab Befehl, den Gefangenen herbeizuführen.

Edwin's Herz war zu Eis erstarrt, als er das schreckliche Loos seines Vaters vernahm; aber im nächsten Augenblick glühte Rachedurst in allen seinen Adern.

Wer ihn beobachtet hätte, der hätte sein Geheimniß auf seinem Gesichte lesen können. Zum Glück dachte Niemand mehr an den anwesenden Sänger, vielmehr gaben die Gäste, unter denen sich die Nachricht von der Wette schnell verbreitete, ihre wilde Freude an dem Schauspiel zu erkennen, welches nun vor ihnen aufgeführt werden sollte. Nur ein einziger Ritter aus dem Sauerthale, der im Gefecht ein Auge verloren hatte, schüttelte ernst und bedenklich das graue Haupt.

Als Kettengerassel das Nahen des Gefangenen verkündete, da murmelte der Sänger in sich selbst hinein: „O brich nicht, armes Herz, denn ich brauche jetzt Muth.“

Vor der Thüre wurden jetzt dem Gefangenen die Fesseln abgenommen.

„Ritter von Fürsteneck“, lallte der Sanecker, „unter den hier anwesenden Rittern sind einige, die behaupten, Dein Bogen treffe noch eben so sicher das Ziel, wie sonst. Gib uns eine Probe.“

Der Gefangene schwieg. Da reichte der Sanecker ihm einen Bogen und Pfeil, und nahm einen silbernen Becher von der Tafel und stellte ihn auf einen Seitentisch. In dem Gefangenen schien plötzlich ein Gedanke aufzusteigen: er spannte den Bogen, legte den Pfeil auf und sagte mit fester Stimme: „Ritter von Saneck, gib mir ein Zeichen, wo Du den Becher hinsetzest.“

„Hier", sagte der Sanecker, indem er den Becher gegen den Tisch stieß.

„Hier", rief der Gefangene fast in demselben Augenblick, und sein Pfeil schwirrte, wie das Rauschen des Todesengels, und haftete im Herzen des Saneckers. Ein wilder Lärm erhob sich jetzt; einige wollten auf den Gefangenen losstürzen, aber Edwin warf sich auf ihn. „Es ist mein Vater! Ich bin Ritter, und wenn Ihr das Recht und die Ehre liebt, so werdet Ihr als Ritter handeln. Der Sanecker hat meinen Vater ohne Absage niedergeworfen, er hat ihm das Kostbarste geraubt, das Licht der Sonne. Wer als Vertheidiger dieser Unthat auftreten will, dem will ich, wie's Rittern ziemt, mit meinem Schwert Rede stehen." Jetzt erhob sich auch der Ritter aus dem Sauerthale, und sprach: „Ich mache die Sache des Fürsteneckers zu der meinigen und wehe, wer dem Jünglinge nur ein Haar krümmt und ihn hindern will, seinen Vater in Freiheit zu setzen."

In diesem Augenblicke trat die Edelfrau in die Halle, die gehört hatte, was vorgegangen. In ihrer Haltung, in dem hohen Ernste ihrer Mienen, schien sie den Rittern fast ein Wesen aus einer andern Welt.

„Ritter", sprach sie, „hier hat ein Gottesgericht gewaltet. Mein Gatte ist heimgegangen in seinen Sünden, aber ich will keinen Theil daran. Edwin von Für-

steneck, vergib dem Todten und führe Deinen armen Vater nach seiner Burg zurück. Was ich noch gut machen kann, will ich thun. Du sollst mein Erbe seyn."

Der Jüngling lag in den Armen seines Vaters. „Nein", rief er, „irdisches Gut kann den Verlust des Lichtes nicht ersetzen: Gebt den Armen, was Ihr mir geben wollt, und sühnt die Seele Eures Gatten. Ich bin von nun an der Führer meines Vaters."

34. Keller's Bild und Kreuz.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts verließ Markgraf Christof den alten Sitz seiner Väter und zog in das neue Schloß, welches er auf der Höhe, dicht an der Stadt Baden, sich erbaut hatte. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Burg blieb seine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem Kavalier und der nöthigen Bedienung und Bewachung. Dieser, aus dem Geschlechte der Freien von Keller, war ein anziehender junger Mann, von etwas leichten Sitten, dem es nicht schwer fiel, sich die Gunst der Frauen zu erwerben. Eine hatte zuletzt sein Herz mit starken Banden umstrickt, die

schöne Klara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war. Ein bequemer Weg, von welchem noch die Spuren vorhanden sind, führte von der alten Burg Baden nach Kuppenheim durch den dichten Wald, und der Kavalier, unter dem Vorwande der Jagd, ging diesen Weg täglich in den Frühstunden oder am Abend spät, um die Dame seines Herzens wenigstens auf Augenblicke zu sehen. Einst, als er beim hellen Vollmondschein, wie gewöhnlich, durch den dichten Forst heimwandelte, und das Horn des Burgwächters eben Mitternacht verkündete, kam ihm plötzlich vor, als sitze, wenige Schritte von ihm, am Wege eine weibliche Gestalt, in einen Schleier gehüllt. Der junge Mann dachte bei sich, hier möge es wohl ein Abentheuer geben, und schritt auf die Erscheinung zu. Allein je näher er derselben kam, desto unbestimmter wurden ihre Umrisse, die in einem Nebel zerflossen, als der Cavalier seine Hand nach ihr ausstreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein kleines Grauen an; da er aber ein muthiges Herz und viel leichten Sinn besaß, so hielt er das Ganze für eine Täuschung. Um sich hiervon zu überzeugen, ging er am folgenden Abend, zu derselben Stunde, wieder an dem Platze vorüber, wo er die Erscheinung gehabt hatte. Die Gestalt saß, wie gestern, auf demselben Flecke, nur hatte sie

heute den Schleier zurückgeschlagen und das Haupt auf die Hand gestützt, während der Wind in ihren langen, auf den Busen fallenden Locken spielte. Der Cavalier stutzte einen Augenblick, trat aber dann, sich selbst scheltend, auf die Dame zu, und siehe da, sie löste sich zum zweiten Male in einen lichten Nebelstreif auf.

Er theilte das Abentheuer dem Kastellan, einem klugen, bejahrten Manne, mit, und erfuhr von diesem: Auf der Stelle, wo der Cavalier die Gestalt gesehen, sey in alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden, und der Platz sey verrufen, und Niemand aus der Umgegend wage es, Nachts da vorüberzugehen.

Der junge Mann gehörte weder zu den Furchtsamen, noch zu den Abergläubischen; er ließ des andern Tages an der Stelle nachgraben, wo das geheimnißvolle Wesen ihm erschienen, und bald fand man einen kleinen römischen Altar, der, nach der lateinischen Inschrift, den Nymphen des Haines geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine weibliche Marmorbüste. Die Arme und der Theil des Körpers abwärts von der Brust fehlten, und waren sichtlich abgeschlagen worden; dagegen konnte man keinen schönern, huldvollern Mädchenkopf sehen. Der erste Frühlingstraum des Lebens schien um Stirn und Augen zu spielen; ein Schleier umhüllte nur einen Theil der reichen Locken, die den jugendlichen Busen zum Theil bedeckten. Der Cavalier

ließ den Altar und das Marmorbild auf dem Platze aufstellen, wo sie ausgegraben worden, und so entstand der Name: Kellers Bild.

In der Brust des jungen Mannes hatte jedoch die schöne Marmornymphe eine wahnsinnige Liebe entzündet, und obgleich die Erscheinung im Walde etwas Unheimliches, Gespenstisches hatte, so vermochte er sein Herz doch nicht lange zu meistern, sondern wandelte einst um Mitternacht, als die Sichel des Mondes seinen Pfad beleuchtete, zu dem Bilde. Am Fuße des Altars saß die jungfräuliche Gestalt, die er schon zweimal gesehen. Allein diesmal zerfloß sie nicht, wie sonst, in Nebel; vielmehr wurde sie immer körperlicher und sichtbarer, je näher ihr der Cavalier kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim gefolgt und blieb in einiger Entfernung stehen. Er sah, wie der Cavalier mit der Jungfrau ein Gespräch begann, aber als er sie nun in seine Arme schloß, da wandelte den Knecht ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh. Am andern Morgen fand man den Cavalier todt in einiger Entfernung von dem Altar liegen. Das Marmorbild war verschwunden.

Kellers Bruder ließ den Altar zerschlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit dem Zeichen der Erlö-

sung errichten; auf dem Platz aber, wo man den Leichnam gefunden, ein steinernes Kreuz. Beide stehen noch am alten Wege, der von der Burg Baden nach Kuppenheim führt.

---

35. Tiefenau.

In der sumpfigen Niederung, rechts an der Straße nach Sinsheim, eine Stunde vom Rhein, liegt die Meierei Tiefenau. Ueppige Wiesen liegen um dieselbe her, und ein tiefer Bach fließt langsam durch die Ebene. Der ganze Grund soll früher ein tiefer See gewesen seyn, von dessen Entstehung eine seltsame Sage erzählt wird.

Vor vielen Jahren stand hier ein Frauenkloster, in welchem aber wenig Zucht und Sitte herrschte.

In einer kalten Winternacht klopfte ein schwacher Greis an der Pforte und bat um Obdach für die Nacht. Die unfreundliche Pförtnerin wieß ihn ab mit harten Worten. Er flehte vergebens. Selbst die Priorin und ihre Mitschwestern fühlten kein Mitleid beim Anblick des Greises; nur eine junge Novizin, welche mit Widerwillen den Schleier genommen und

das Gelübde noch nicht abgelegt hatte, bat für den Unglücklichen, aber umsonst. Man spottete ihrer, und die Pforte wurde vor dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte dieser mit seinem Stabe die Erde und das Kloster versank plötzlich in ihren Schoos, der sich flammensprühend öffnete, und die dunkeln Wasser eines Sees nahmen die Stelle ein, aber auf dem See schwamm noch ein kleines Eiland, und auf dem Eiland stand unversehrt die Novizin, und der Greis reichte ihr seine Hand und führte sie an das Ufer.

„Kehre heim zu den Deinigen", sagte er freundlich. „Ich weiß, Du hast einen Geliebten, aber seine Eltern wollen nicht einwilligen in Deine Verbindung mit ihm, weil Du arm bist. Führe ihn morgen um die Mitternachtstunde an diesen See, und Du wirst hier Deinen Brautschatz finden."

Die Jungfrau that, wie der Greis ihr geheißen. Am folgenden Tage, um Mitternacht, kam sie mit ihrem Verlobten an den See, und siehe, als die Glocke im nächsten Dorfe Zwölfe schlug, bewegte sich das Wasser; drei Nonnen stiegen daraus hervor mit einem schweren Sacke beladen, den sie zu den Füßen der Jungfrau niederlegten, und dann sich wieder mit Aechzen in den See stürzten. Der Sack war mit Gold angefüllt.

Nach und nach vertrocknete der See und wurde zum freundlichen Wiesengrund. Aber noch sieht man nicht selten aus dem Wiesengrunde Nebelgestalten aufsteigen, die wie Nonnen gestaltet sind, und bisweilen noch soll man aus der Tiefe einen melancholischen Chorgesang vernehmen.

---

36. Die Hütte bei Ebersteinburg.

In der Nähe der Burg Alteberstein, wo der Stammsitz der Grafen war, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, welches wahrscheinlich bei der Belagerung dieser Burg zerstört wurde. An der Stelle desselben sollen noch manchmal in heitern Nächten weiße Gestalten sichtbar seyn, und die Umwohner wollen noch bisweilen eine liebliche Musik von da vernehmen.

Ein armer Mann hatte auf dem Platze, wo das Kloster gestanden, sich ein kleines Häuschen erbaut, und da er kein Geld hatte, den Maurer und Zimmermann zu bezahlen, so arbeitete er alles selbst und das Häuslein war bei seinem Entstehen schon baufällig. Nach seinem Tode wohnte seine Wittwe darin, eine fromme, emsige Frau, die sich mühsam nährte.

Einst in einer stürmischen Nacht saß sie noch spät am Spinnrad und sang ein geistliches Lied. Da klopfte es am Fenster und sie hörte dreimal ihren Namen rufen. Die Frau dachte, es möge ein verirrter Wanderer seyn, der ein Obdach suche; darum stand sie auf, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und ging vor die Thüre. Da sie Niemanden sah, ging sie noch einige Schritte weiter auf dem Wege hin, der zu ihrer Hütte führte, und rief: „Ist Jemand da, der ein Obdach sucht?" Aber in demselben Augenblicke wichen die schlecht gefügten Balken ihres Häusleins auseinander und es stürzte krachend zusammen.

Die gute Frau dankte Gott, der sie so wunderbar errettet. Menschenfreunde ließen ihre Hütte wieder aufbauen und sie lebte noch lange darin.

---

37. Der Klingel.

Wir haben von dieser Kapelle bei Gernsbach bereits eine Sage mitgetheilt, und geben hier noch eine zweite.

In uralter Zeit soll hier eine heidnische Zauberin gelebt haben; als aber das Christenthum sich auch in

dieser Gegend ausbreitete, wählte ein Eremit diese heimliche Stelle, baute unter den Eichen eine Zelle und pflanzte daneben ein Kreuz auf. Einst in der Nacht hörte er vor seiner Thüre eine klagende Stimme; er erhob sich von seinem ärmlichen Lager, zündete eine Lampe an und ging hinaus unter die Bäume. Da sah er ein junges, schönes Weib an der Erde sitzen, in einem Gewand, welches die schwellenden Formen ihres Leibes nur schwach verhüllte; die langen Haare fielen auf ihren Busen und in der Hand hielt sie einen Stab, worauf allerlei wunderliche Zeichen eingeschnitten waren. „Die Nacht ist kalt und es beginnt zu regnen", sagte sie; „gib mir eine Zuflucht in Deiner Klause." Der Eremit wollte ihre Bitte gewähren, allein sie weigerte sich, in die Klause zu treten, bevor der Eremit das Kreuz am Eingange entfernt hätte. Diesem ward es bei diesem Begehren unheimlich zu Muthe, aber in seinem Herzen regte sich die böse Begierde und er wankte einige Augenblicke; aber bald ermannte er sich und sprach ein Gebet zur heiligen Jungfrau. Plötzlich vernahm man den Schall eines Glöckleins, und beim ersten Tone verschwand die gespenstische Erscheinung. Das Glöcklein aber klang noch immer fort: der Eremit ging dem Tone nach und fand im Gebüsch ein metallenes Glöcklein, welches sich hin und herbewegte. Er baute aus Baum-

rinde eine Kapelle und hing das Glöcklein hinein. Später wurde die Kapelle von Mauersteinen aufgebaut und erhielt den Namen: Der Klingel.

---

38. Der Grafensprung.

Ein felsiger Abhang des Berges, auf welchem Neu-Eberstein liegt, und gegen die Murg hin eine Platte bildet, von welcher man tief in den Strom hinabschaut, heißt der Grafensprung. Die Entstehung des Namens hat sich in folgender Sage erhalten.

Ein Graf von Eberstein hatte eine schöne Tochter, um welche viele Herren aus der Nähe und Ferne warben. Sie wies aber jeden Antrag mit Kälte zurück. Anfänglich meinte der Vater, es sey Abneigung gegen die Ehe überhaupt; als er aber seine Tochter eine Zeit lang genauer beobachtete, da mußte er auf den Argwohn gerathen, daß sich die Liebe bereits in ihrem Herzen eingenistet. Eines Tages bemerkte er, daß einer seiner Edelknaben auf seiner Brust eine Schleife verbarg von rosenrother Seide, welches die Lieblingsfarbe seiner Tochter war. Jetzt erst wurde ihm manches klar, was ihm früher dunkel geblieben. Es war kein Zweifel,

die Gräfin Ida liebte den jungen Fant, der zwar aus einem uralten Geschlechte, aber arm war. Was ihm jedoch das Glück versagt, das hatte ihm die Natur in reichlichem Maaße verliehen: eine schöne Gestalt, ein feines Gefühl, kühnen Muth und rasche Entschlossenheit. Die Liebenden konnten sich nie ohne Zeugen als nur auf Augenblicke sehen, aber in der Gesellschaft suchten sich ihre Blicke immerwährend und wurden die Verräther ihres Geheimnisses.

Der Graf hatte nur erst Verdacht und wollte sich Gewißheit verschaffen. Ein großer Wolf verbreitete um diese Zeit Schrecken in der Gegend. Der Graf ließ eines Tages, in Gegenwart seiner Tochter, den Edelknaben zu sich kommen, und befahl ihm, auf den Wolf Jagd zu machen; die Jungfrau erblaßte bei diesem Auftrag; ein Zittern kam in ihre Knie. „Bedenkt doch, Vater!" rief sie, sich selbst vergessend, „bedenkt doch, welche Gefahr dabei ist!"

„Ich kenne keine Gefahr, denn ich bin ein Diener des Grafen von Eberstein", sagte der Edelknabe, und sein muthiges Herz schwoll in der Brust. Er entfernte sich schnell, aber die Gräfin sank halb ohnmächtig auf einen Sessel. Der Vater schaute sie streng an. „Dirne", zürnte er, „ich lese in Deinem Herzen: Du liebst diesen Milchbart?"

„Ja, Vater, ich liebe ihn, weil er edel ist", ant-

wortete die Jungfrau, und sank zu seinen Füßen. „Verzeihung, Verzeihung mir und ihm."

Der Graf besann sich eine Weile, dann sagte er höhnisch: „Der Bursche hat sich gerühmt, daß er keine Furcht kenne: wohlan! Er soll die Felsenwand an der Murg hinabreiten, und der Preis sey Deine Hand."

Als der Edelknabe dies erfuhr, zögerte er keinen Augenblick, sondern rief: „Die Gräfin oder den Tod!" Er bestieg ein Pferd, empfahl seine Seele dem Himmel, und als er an den Vorsprung kam, der jetzt der Grafensprung heißt, gab er seinem Roß die Sporen und sprengte in die Murg hinab; aber das Roß überschlug im Sprunge und stürzte mit seinem Reiter in den Strom, der brausend über ihnen zusammenschlug.

Die junge Gräfin sprach von diesem Augenblicke an kein Wort mehr. Ihr Verstand litt zusehends, und man fand sie eines Tages todt auf dem Grafensprunge.

39. Die Teufelsmühle.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemüthsart war, an der Murg eine Mühle erbaut; aber die Stelle war schlecht gewählt,

das Wasser trat daselbst oft aus und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Das verdroß den Müller sehr, und als einst das Wasser von allen Seiten in seine Mühle eingedrungen war, da rief der Müller in vollem Grimm: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf den Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Wasser hätte.“ Kaum waren die Worte aus seinem Munde, so stand auch der Teufel schon vor ihm, und erklärte sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Nur zu der Bedingung konnte sich der Müller lange nicht verstehen. Seine Seele sollte er dem bösen Geiste verschreiben. Endlich willigte er ein, wenn ihm jener vierzig sorgenfreie Lebensjahre versichere, und den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberge, die aber in der ersten Nacht vor dem Hahnenschrei fertig seyn müsse. Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenschein zu nehmen. Der Müller fand Alles in Ordnung; das Gebäude war fest und zweckmäßig eingerichtet; ein starker Waldbach trieb ein oberschlächtiges Rad für sechs Gänge. Zuletzt bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerksam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbeizuholen. Schon schwebte er mit demselben in den Lüften, gerade über der Mühle, da krähte der Hahn im nahen Dorfe Loffenau. Er-

grimmt hierüber, schleuderte er den Stein auf die Mühle herab, stürzte ihm nach und riß brüllend die Mühle auseinander, daß nichts blieb, als ein Haufe Trümmer, die zum Theil noch jetzt den Steinberg bedecken, der davon den Namen Teufelsmühle erhielt. In der Nähe sieht man sieben Felsenkammern, die zur Mühle des Teufels gehörten und umher liegen in wilder Mischung Felsblöcke und Steine.

40. Hilpertsloch.

Hilpert hieß ursprünglich der Berg, der jetzt als höchst anmuthiger Landsitz blüht, und den Namen Amalienberg trägt. Am Abhange gegen die Murg sieht man in dem Felsen den Eingang einer Höhle, die tief in den Berg hineinzieht. Seit lange hat es Niemand gewagt, in diesen finstern, mit mephitischen Dünsten angefüllten Gang einzudringen; der Sage nach soll er sich bis unter die Spitalkirche in Baden hinziehen und früher eine reiche Ausbeute an verschiedenen Erzen gegeben haben.

Vor vielen Jahren kam ein Bergknappe, der Arbeit suchte, in das Murgthal. Da er diese hier nicht

finden konnte, wollte er wenigstens die Gegend durchforschen, und kam auch an den Eingang der Höhle; er ging hinein und stellte Untersuchungen an, die günstig für ihn ausgefallen seyn mochten, denn er ließ sich jetzt häuslich mit seiner Frau in Gaggenau nieder und man sah ihn jeden Morgen mit seinem Gezäh und einem Grubenlicht der Höhle zuwandern; des Abends kehrte er wieder nach Hause und trug die Ausbeute des Tages in einem Tuche. Niemand wußte, was er in dem Gange treibe, noch was er an Erzen gewinne. Es mußte jedoch nicht unbedeutend gewesen seyn, denn er lebte mit seinem Weibe ganz gemächlich.

So ging es viele Jahre hindurch; aber eines Morgens waren der Bergmann und seine Frau verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Hilpert hieß der Bergmann, und von ihm erhielt die Höhle den Namen: Hilpertsloch.

41. Das Brigittenschloß.

Hohinrot war der ursprüngliche Name der Burg, welche später den Namen des Brigittenschlosses erhielt, und von welchem bereits oben eine Sage mitgetheilt

worden. Von dem Untergange des Geschlechtes wird folgendes erzählt:

Der letzte Ritter von Hohinrot heirathete die Tochter eines Edlen aus der Nachbarschaft, Namens Brigitte. Sie war schön und tugendsam, hatte aber ihre Hand dem Ritter von Hohinrot nur aus Gehorsam gegen ihren Vater gegeben, denn von Jugend auf war ihr der Gehorsam gegen die Eltern als die erste Pflicht einer Tochter eingeprägt worden. Schott von Hohinrot besaß, außer einer einnehmenden Gestalt, wenig Anziehendes. Er wußte mit dem Leben nichts anzufangen, darum griff er nach jeder Zerstreuung, und wie gewissenhaft auch Brigitte alle Pflichten der Hausfrau erfüllte, so wurde ihm ihr Umgang doch bald langweilig. Ein Jahr ging so vorüber seit dem Trauungstage, und auf Hohinrot wurde es immer trübseliger. Da kam Frau Brigitte auf den Gedanken, eine junge Waise zu sich zu nehmen, die mit ihr verwandt war. Gertrud von Bosenstein, so hieß das Mädchen, war hübsch und von heiterem Sinne. Sie spielte die Harfe und sang die Lieder, welche Rudolf von Ems, Hug von Montfort und andere Meister damals in lieblichen Weisen dichteten. Frau Brigitte dachte, es sey Pflicht, sich des verlassenen Mägdleins anzunehmen, und außerdem hegte sie die Hoffnung, Gertrud werde durch ihren heitern Sinn, durch ihre kleinen Talente und ihre Lebendigkeit

die Langeweile auf Hohinrot verscheuchen und die finstere Stirn ihres Eheherrn ein wenig glätten. So geschah es auch wirklich; der Ritter wurde bald freundlicher und theilnehmender als gewöhnlich, und schien an der jungen Waise von Tag zu Tag größeres Vergnügen zu finden. Es währte jedoch nicht lange, so bemerkte Frau Brigitte, daß ihr Eheherr dem Fräulein mit mehr als gewöhnlichem Wohlwollen zugethan sey. Da sie jedoch verständig war und sanften Gemüthes, so suchte sie ihren Argwohn zu verbergen und verdoppelte ihre Gefälligkeiten gegen die Jungfrau und den Ritter, um sie zum Gefühl ihres Unrechts zu bringen. Das Fräulein war jedoch verschmitzt und arglistig; während sie sich in Brigitten's Gegenwart weniger Zwang auflegte, blieb sie, wenn sie sich mit dem Ritter allein befand, kalt und spröde, spielte die Züchtige, sprach von weiblichen Pflichten, und beklagte das Schicksal, welches ihr, vom frühesten Kindesalter an, harte Prüfungen auferlegt.

Eines Tages besuchte Frau Brigitte eine kranke Frau auf dem Walde, denn es war eine ihrer liebsten Beschäftigungen, in die Wohnungen des Elendes Trost und Hülfe zu bringen. Der Ritter benutzte ihre Abwesenheit zu einer Unterredung mit Gertruden, die er unter den Linden am Eingange in den Schloßgarten sitzend fand. Das Mädchen schien zu erschrecken,

als sie die Annäherung des Ritters gewahr wurde, und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen. Der Ritter starrte sie eine Weile an, und ein Geist des Abgrundes gab ihm schwarze Gedanken ein. „Gertrud“, sagte er endlich, „würdet Ihr mir wohl Eure Hand reichen, wenn — wenn Brigitte sterben sollte?“

„Ist sie krank?“ fragte die Jungfrau, und konnte eine Aufwallung von Freude mit Mühe unterdrücken. — „Man stirbt oft unvermuthet“, antwortete der Herr von Hohinrot, „und Mancher legt sich heute gesund nieder und sieht den Morgen nicht mehr.“

„Aber Frau Brigitte sieht gar nicht aus, wie eine Braut des Todes“, entgegnete Gertrud. „Sie kann älter werden als ich.“

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, fiel der Ritter ärgerlich ein; „ich will wissen, wie Eure Gesinnung gegen mich ist.“

„Wenn Eure Hausfrau aus dem Kreise der Lebenden scheidet, so könnt Ihr auf meine Hand rechnen“, antwortete jetzt die Jungfrau mit verstellter Schüchternheit. „Aber Ihr dürft Euch um meines Besitzes willen kein Verbrechen erlauben“, setzte sie hinzu, denn sie ahnete wohl, was in der Seele des Ritters vorging.

Der Herr von Hohinrot hatte den Tod seines Ehegemahls beschlossen, und schritt im Wahnsinn wilder Leidenschaft zur raschen That.

Eine Stunde von Hohinrot lebte ein Einsiedler, Namens Jonas. Er war früher Soldat gewesen und Geselle eines Raubritters, hatte nachher sich lange mit Strauchdieben herumgetrieben, und auch den Verdacht auf sich geladen, bei einigen Mordthaten mit geholfen zu haben. Später, sagte man, sey er in sich gegangen, habe einen benachbarten Abt aus Räuberhänden gerettet, und durch diesen Begnadigung erhalten. Der dankbare Abt baute ihm eine Klause und eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, und hier lebte Bruder Jonas seit vielen Jahren in unsträflichem Wandel und unter strengen Bußübungen, weswegen ihn auch Viele wie einen Heiligen ehrten, während Andere diese plötzliche Sinnesänderung verdächtig fanden und ihn der Gleisnerei bezüchtigten. Dieser Meinung war auch der Ritter von Hohinrot, und er zweifelte keinen Augenblick, Bruder Jonas sey der rechte Mann für seine Absichten.

Er ging alsbald nach der Einsiedelei, wo er den Bruder eben in seinem Gärtchen beschäftigt fand. Erst wollte der Ritter den Klausner ausholen und ihn den Zweck seines Besuches errathen lassen, allein bei der Aufregung in seinem Innern gelang ihm dies schlecht, und er mußte zuletzt dem Bruder seinen Anschlag mit unverblümten Worten mittheilen.

Dieser sah ihn ernst und traurig an. „Edler

Ritter", sagte er, „das Schuldbuch meines Lebens ist nicht klein, aber ich habe es seit lange geschlossen und werde den Frieden, den ich mit Gott gemacht, nie wieder brechen. Ich beschwöre Euch, Herr, widersteht der Versuchung zur Sünde; sie kann dem Menschen nur Verderben bringen."

„Du bist ein listiger Fuchs!" rief der Ritter, aber mich sollst Du nicht bethören. Auch weist Du mein Geheimniß, und Du bringst entweder meine Frau zur ewigen Ruhe, oder —" hier legte er die Hand an's Schwert.

Der Eremit dachte einige Minuten nach. „Wohlan ich will thun nach Eurem Begehren, aber Euer sey die Schuld und die Verantwortung." Der Ritter eilte jetzt nach Hause und harrte des günstigen Augenblickes zur Vollziehung seiner blutigen That.

Frau Brigitte hatte die Gewohnheit, an gewissen Tagen nach der Antoniuskapelle zu wallfahrten. Sie ging meist ohne Begleitung, nur von einem Windspiele gefolgt. Eines Tages machte sie ebenfalls diesen Gang. Da sie länger ausblieb, als gewöhnlich, zeigte der Herr von Hohinrot eine seltsame Unruhe, und als endlich der Abend hereinbrach, und sie noch immer nicht zurück war, schickte der Ritter einen Knecht in die Einsiedelei, der kam aber mit der Nachricht zurück, die Edelfrau sey dort gar nicht gesehen worden. Der Ritter schrack zu-

sammen bei dieser Kunde; Brigittens Tod schien ihm nun gewiß, obgleich er aber denselben befohlen hatte, so regte sich doch das anklagende Gewissen und die Furcht vor der Entdeckung. Bald kam dazu die Besorgniß, Brigitte könne Argwohn geschöpft haben und entflohen seyn. Am Abend des andern Tages erschien der Eremit auf Hohinrot, und berichtete, die Edelfrau sey im Walde ermordet gefunden worden; wilde Thiere hätten sich auf den Leichnam geworfen und die Gestalt ganz unkenntlich gemacht, darum habe er die Todte in die Kapelle gebracht und dort begraben.

Der Ritter gab dem Eremiten eine Handvoll Goldstücke zur Belohnung und verschloß sich in sein Gemach.

Nach drei Monaten wurde die Trauer für Brigitten auf Hohinrot abgelegt, und die Vermählung des Ritters mit Gertruden festgesetzt. Zum Hochzeitfeste wurden viele benachbarte Edle geladen, und ein stattlicher Zug begleitete das Brautpaar nach der Burgkapelle, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Bei der Frage des Priesters, ob Jemand gegen die Rechtmäßigkeit dieser Verbindung Einwendung zu machen habe, vernahm man aus dem umherstehenden Haufen ein lautes „Ja!“ Eine weiße, verschleierte Gestalt schritt jetzt langsam und feierlich, wie eine Geistererscheinung zum Altare; eine ängstliche Stille herrschte in der Kapelle, den Ritter und die Braut durchlief ein geheimes Grauen, und

beide erstarrten zu bleichen Marmorbildern, als die Gestalt nun vor ihnen stand, und den Schleier zurückschlug. Es war Brigitte. Die Umstehenden wichen scheu zurück, denn sie waren ungewiß, ob es die Edelfrau wirklich sey, oder ihr Geist.

Sie war es wirklich. Der Einsiedler hatte sie von den Absichten ihres Gatten unterrichtet, und mit ihr verabredet, sie einstweilen für todt auszugeben um allen Gefahren und Nachstellungen zu entgehen. Brigitte hielt sich in einem nahen Frauenkloster verborgen bis zu diesem Tage.

In dem Ritter erwachte zugleich die Stimme des Gewissens und die Furcht vor Schande und Strafe. Er übergab Brigitten seine Burg und seine Güter und ging als Layenbruder in ein Kloster.

Das Fräulein verschwand, ohne das man je erfahren, wohin sie sich begeben. Frau Brigitte lebte forthin in stiller, klösterlicher Abgeschiedenheit auf Hohinrot; sie wurde die Wohlthäterin aller Armen und Leidenden, denen sie Hülfe leisten konnte. Hohinrot erhielt von dieser Zeit an den Namen des Brigittenschlosses, den die Ruinen noch jetzt tragen.

---

42. Die drei Jungfrauen aus dem See.

Ohngefähr in der Mitte des schönen Thales von Ober-Kappel, da, wo der Weg vom Mummelsee herabführt, liegen mehrere zerstreute Wohnungen, die zusammen den Zinken Seebach ausmachen. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so ist es auch hier Sitte, daß die jungen Mädchen mit ihren Kunkeln an den langen Winterabenden sich abwechselnd in einer der Wohnungen versammeln, um sich beim Spinnen die Zeit angenehmer zu vertreiben. „Zur Spinnstube" nennt man es. Auch unverheirathete Bursche finden sich dabei ein, doch beschränkt sich Alles auf ehrbare Kurzweil.

Vor vielen Jahren war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Erlfried, und war eben recht munter und guter Dinge, als die Thür sich öffnete und drei weißgekleidete Jungfrauen hereintraten von ausnehmender Schönheit, jede ein niedliches Spinnrädchen von ungewöhnlicher Form in der Hand. Sittsam grüßten sie die Gesellschaft, und die eine von ihnen fragte mit sanfter Stimme, ob man ihnen, als friedliche Nachbarinnen, nicht gestatten wolle, Theil zu nehmen an der Unterhaltung der Spinnstube. Augenblicklich, doch nicht

ohne Verwunderung, ward es den unbekannten Nachbarinnen zugestanden; man setzte für sie Stühle in den Kreis und bald schnurrten ihre Rädchen mit denen der übrigen Spinnerinnen um die Wette. Durch diesen unerwarteten Besuch war freilich die unbefangene Heiterkeit des kleinen Kreises gestört worden, und Alle fühlten eine gewisse Scheu; als aber die Jungfrauen mit allen so freundlich sprachen, und mit ihren klaren Augen so offen und traulich umherblickten, so verlor sich allmählich das fremde Wesen, und bald war die vorige Munterkeit und der harmlose Frohsinn wieder hergestellt.

Von nun an fehlten die drei Fremden in keiner Spinnstube mehr. Sobald der Abend dämmerte, erschienen sie, aber mit dem Glockenschlag eilf nahmen sie Kunkel und Spinnrad und gingen hinweg; da half kein Bitten, kein Zureden. Nichts konnte sie vermögen, über die eilfte Stunde zu bleiben. Man wußte nicht, woher sie kamen, noch wohin sie gingen; doch sagte man sich in's Ohr, es seyen Fräulein aus dem Mummelsee, und bald nannte man sie nicht anders, als die drei Schwestern vom See. Seit sie aber in's Thal gekommen, gingen Mädchen und Bursche noch einmal so gern zur Spinnstube. Sie wußten viele neue Lieder mit anmuthigen Weisen, erzählten hübsche Geschichten, und die Spinnerinnen brachten vollere Spulen und feineren Faden

nach Hause, als früher, wenn schon ihr Gespinnst mit dem der Fremden an Feinheit und Silberglanz nicht zu vergleichen war. Die Bursche aber waren unerschöpflich im Lobe der reizenden Schwestern, was manchen kleinen Zwist mit den Mädchen herbeiführte; diese grollten jedoch keineswegs mit den Schwestern vom See, denn ihr Betragen blieb immer züchtig und ehrbar. Vor Allem war es der Sohn des reichen Erlfried, der an den Seejungfrauen großes Wohlgefallen fand, und an eine derselben sein Herz verloren hatte. Darum ärgerte es ihn am meisten, daß sie jeglichen Abend so früh aufbrachen, und einst kam er auf den Gedanken, die hölzerne Wanduhr um eine Stunde zurückzustellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Lachen verflog auch diesmal die Zeit; endlich schlug es eilf statt der Mitternachtstunde; die Jungfrauen nahmen ihre Räder und entfernten sich.

Am andern Morgen gingen Holzhauer am See vorüber; diese vernahmen aus der Tiefe ein seltsames Wimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche schwammen drei große Blutflecken. Der junge Erlfried war in derselben Nacht noch schwer erkrankt, und in drei Tagen eine Leiche. Die drei Schwestern aber wurden nie wieder im Thale gesehen.

43. Baden und das Wildbad.

Einst hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrnwieser Sees. Da stieg ein schwarzer Stier aus demselben hervor und gesellte sich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Dieser wollte nicht gehorchen; da bat das Männlein zwei von den Hirten, sie möchten ihm doch den Stier in den See treiben helfen. Diese waren dazu bereitwillig, und es gelang ihnen, den Stier bis an den Rand des Sees zu treiben, von wo er sich augenblicklich in das Wasser stürzte und nicht mehr gesehen wurde. Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Knaben: „Hier schenke ich Jedem von Euch einen Stein; wohin Ihr ihn werfen mögt, da entspringt auf der Stelle ein warmer Quell, der heilsame Kräfte besitzt für manches Leiden der Menschen." Die Knaben nahmen die Steine und bewahrten sie lange auf. Zufällig kam später einer derselben in das Thal, wo jetzt Baden liegt, und er ruhte sich aus auf dem Hügel, auf welchem die meisten und wärmsten der Heilquellen Badens entspringen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten, nahm ihn aus der

Tasche, und ließ ihn den Fels, auf welchem er saß, hinabkollern, und siehe da, wo der Stein den Stein berührte, öffnete sich eine Spalte im Fels, aus welchem heißes Wasser quoll. So entstanden der Ursprung, und die Höllenquelle und die Klosterquelle in Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein in dem Thale nieder, wo das Wildbad hervorsprudelt.

---

44. Die Seeweiblein.

Einige kecke Junggesellen aus der Stadt Strasburg wollten einst den Mummelsee besuchen, und hatten bereits die Hornisgründe vor sich. Aber nun wußten sie nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu dem See zu gelangen. Da kamen drei schöne muntere Dirnen daher, die kicherten und lustige Lieder sangen. Einer der Gesellen fragte die Mädchen nach dem Wege zum Mummelsee, diese aber antworteten: „Es ist auch unser Weg, und ihr dürft uns nur folgen.“ Den Junggesellen war das sehr gelegen, denn die Dirnen gefielen ihnen, und der, welcher gefragt hatte, wollte der einen einen Kuß rauben; diese aber antwortete lachend: „Ei, bei uns ist es nicht Sitte, daß der Führer den

Wanderer bezahlt, sondern umgekehrt, wenn ihr aber vielleicht eure Küsse für gute Münze haltet, so seyd ihr im Irrthume. In unsern Bergen gilt dergleichen nicht." Nach ungefähr einer Stunde langte die kleine Gesellschaft unter Lachen und Scherzen am Mummelsee an. „Hier ist der See, den ihr sucht", sagte die Eine. „Und wo ist denn eure Wohnung?" fragte ein Jüngling. „Ganz in der Nähe", war die Antwort. „Ihr seyd aber wohl müde und sehnt euch nach Erfrischungen. Wenn ihr uns folgen wollt, so sollt ihr bedient werden." Mit diesen Worten reichten die Jungfrauen den Gesellen die Hände mit so freundlichen Blicken, daß diesen das Herz aufging und ihren Führerinnen raschen Schrittes auf das Moos folgten, das den Rand des Sees bedeckte. Dieses wich jedoch unter ihren Füßen, und plumps, lagen die Jünglinge mit den Mädchen im Wasser. Diese schwammen lustig, wie die Enten, auf der Oberfläche umher; jene aber zappelten, wie Fische an der Angel, und schrieen um Hülfe. Schon fingen sie zu sinken an und Todesangst bemächtigte sich ihrer, da erbarmten sich die Jungfrauen und nahmen sie und trugen sie an's Ufer. „Jetzt seyd ihr wohl erfrischt", begann die Eine, und die Andern lachten aus vollem Halse, und unter weit schallendem Gelächter stürzten sie sich wieder in den See. „Habt ihr einmal Lust, uns zu besuchen", riefen sie den Jungge-

sellen noch beim Untertauchen zu, „hier unten ist unsere Wohnung, und ihr sollt uns willkommen seyn. Grüßt eure Bräute, wenn ihr nach Hause kommt.“

Die Gesellen sahen sich einander ganz verdutzt an und legten sich in die Sonne, um trocken zu werden.

45. Der Wildsee.

Unweit des Mummelsees, in der Nähe der zerstörten Abtei Allerheiligen, liegt ebenfalls ein Bergsee, der den Namen Wildsee führt. Bindet man Steinchen, oder Erbsen, oder etwas dergleichen in ungerader Zahl in ein Tuch und hängt es in den See, so verändert sich's in gerade, und umgekehrt, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. Wirft man Steine in seine Tiefe, so fängt er an zu brausen und zu tosen; der heitere Himmel trübt sich, und es entsteht ein Ungewitter mit Sturmwind und Hagel.

Den 21. Juli des Jahres 1756 soll aus einem kleinen Wölkchen, das in der Größe eines runden Hutes aus diesem See aufstieg, sich aber nach und nach ausbreitete, eines der furchtbarsten Gewitter entstanden seyn, welches in einem Umkreis von acht

Stunden alles zu Grunde richtete. Die brausenden Wogen des Sees stiegen über seine Ufer, stürzten in die Thäler hinab, und rissen über 400 Häuser mit sich fort.

Einst jagte ein frecher Wilddieb in dieser Gegend. Der Forstwart traf ihn an und stellte ihn zur Rede, aber der Wildschütz legte sein Gewehr auf ihn an und schoß ihm eine Kugel durch das Herz. Als die That geschehen war, überfiel eine unsägliche Angst den Mörder; er fürchtete, durch den Leichnam verrathen zu werden, deshalb lud er den Todten auf seine Schultern und trug ihn zum Wildsee. So schwer war ihm nie eine Last geworden. Keuchend und badend in Schweiß kam er ans Ufer und stürzte die Leiche in die Tiefe. Aber alsbald fing es in den dunkeln Gewässern zu kochen und zu sprudeln an, der Himmel verfinsterte sich, der Donner rollte, und Blitze zuckten, wie feurige Schlangen, durch die Nacht. Todesgrauen faßte den Verbrecher: er wollte entfliehen, aber in der Hast verwickelte er sich in einen Dornstrauch, der am Ufer stand. Immer lauter rollte das Ungewitter über seinem Haupte; immer wilder lärmte der See, und schon benetzten seine Wellen die Füße des Wildschützen, der sich in der steigenden Angst immer mehr in den Dornstrauch verwickelte. Da wollte er sich mit Anstrengung aller Kraft losreißen, aber er

verlor das Gleichgewicht und stürzte in den See. Jetzt schwieg plötzlich der Donner, der Himmel wurde heiter, der Spiegel des Sees stand wie unbewegt, aber am östlichen Ufer hatte er zwei Leichname ausgespült, die friedlich nebeneinander lagen: es waren die Leichen des Forstwarts und des Wildschützen.

46. Die Belagerung von Neueberstein.

Im Jahr 1357 gerieth Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Grafen Wolf von Eberstein, sonst der gleißende Wolf genannt, in eine schwere Fehde, in welche auch Wolf's Bruder, Graf Wilhelm auf Neueberstein verwickelt wurde. Der Würtemberger zog mit großer Heeresmacht vor Alteberstein und zerstörte die Burg. Fast zu derselben Zeit entstand aber auch eine große Unzufriedenheit unter dem schwäbischen Adel, und dieser errichtete einige Jahre später einen Bund unter dem würtembergischen und benachbarten Adel, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt wurde. Haupt desselben war Graf Wolf von Eberstein, der mit einigen Fehdegenossen einen Anschlag auf

Graf Eberhard machte. Dieser hielt sich damals mit seinem Sohne im Wildbade auf, und die Verschworenen hatten so gute Kundschafter, daß ihr Plan auf Vater und Sohn kaum mislingen konnte. Sie wurden jedoch, als das Städtlein bereits in den Händen der Feinde war, durch einen Hirten gerettet, der sie schleunigst unbekannte Gebirgswege führte.

Eberhard klagte die Ebersteiner und ihre Mitverbündeten bei dem Kaiser als Landfriedensbrecher an; dieser ernannte den Grafen von Oettingen als Richter, und der Graf lud die von Eberstein und ihre Helfer vor seinen Richterstuhl, aber Niemand erschien. Jetzt wurde vom Kaiser die Acht gegen sie ausgesprochen, und es erging an einige Herren und die Reichsstädte Strasburg und in Schwaben der Befehl, mit ihren Truppen zu Graf Eberhard zu stoßen, dem man gestattete, die Reichsfahne zu führen. Aber Markgraf Rudolf von Baden begünstigte heimlich seine Vettern, die Ebersteiner, und Pfalzgraf Ruprecht von der Pfalz erklärte, die Grafen von Eberstein seyen verurtheilt worden, ohne daß man sie gehört habe; außerdem sey Graf Wilhelm von Eberstein sein Lehensmann und er müsse diesen schützen.

Unterdessen zog Graf Eberhard mit Truppen der Reichsstädte vor Neueberstein; der Pfalzgraf schlug einen Vergleich durch Schiedsrichter vor und begab sich

selbst in das Lager vor Eberstein. Eberhard wollte aber keinen der vorgeschlagenen Schiedsrichter annehmen.

Auf Neueberstein führte Wolf von Wunnenstein den Befehl. Er hatte den ersten Gedanken zur Stiftung des Bundes der Martinsvögel gegeben, und Eberhard hatte seine Burg niedergebrannt. Er hatte eine Tochter, Ida mit Namen, die er mit sich nach Eberstein nahm, weil er sonst nirgends Sicherheit für sie wußte. Die beiden Grafen von Eberstein hatten sich nach Baden geflüchtet und ihm die Vertheidigung ihrer Burg anvertraut, weil er ein einsichtsvoller tapferer Krieger war.

Unter den Belagerungstruppen befand sich auch ein Fähnlein aus Heilbronn, welches von einem jungen, in der Reichsstadt angesessenen Edelmanne, Georg vom Stein, angeführt wurde. Der junge Rittersmann hatte längst für die schöne Ida eine heftige Leidenschaft gehegt und auch Gelegenheit gefunden, ihr seine Liebe zu erklären. Ida wur gegen ihn nicht gleichgültig; das wußte ihr Vater, und darauf baute er einen Plan zur Rettung von Eberstein. Er ließ Graf Eberhard wissen, wie er geneigt sey, eine Kapitulation abzuschließen; man möge ihm daher den Ritter von Stein als Unterhändler schicken, denn nur mit diesem allein werde er einen Vertrag schließen. Eberhard willigte ein und Georg, nachdem er vorher die feierliche Zusicherung eines freien Geleites erhalten, begab sich nach der Burg. Der

Wunnensteiner stellte ihm jetzt vor, wie Graf Eberhard ebensowohl der Feind der Reichsstädte als des Adels sey, wie er nach und nach beide sich unterwürfig machen werde. Nur um ihrer Freiheit willen hätten ja die Schlegler sich verbunden, und ihr Bund sey ebensowohl zum Frommen der freien Städte als des Adels geschlossen. Georg schien das einzusehen, denn in der That war Eberhard so wenig ein Freund der freien Städte als der Ritterschaft. Während der Unterredung trat Fräulein Ida in's Gemach. „Ihr hier, Herr von Stein?“ sagte sie entschuldigend.

„Ihr hättet mich wohl nicht hier erwartet“, bemerkte der Ritter.

„Wenigstens nicht unter unsern Feinden“, erwiederte das Fräulein.

Der Ritter gerieth in die größte Verlegenheit. Er betheuerte, daß er noch immer sein Leben einsetzen werde zur Erhaltung des ihrigen.

„Das sind eitle Versicherungen“, versetzte Ida. „Sagt, was wird meines Vaters Loos und das meinige seyn, wenn vielleicht Eberstein durch Sturm genommen werden sollte?“

„Neueberstein soll nicht gestürmt werden!“ rief Georg; „und Ihr, Ida, und Euer Vater sollt nicht in die Hände Eurer Feinde fallen.“

„Wie wollt Ihr Eurem Worte Kraft geben?“ fragte der Wunnensteiner.

„Wie? das ist meine Sache“, entgegnete der Anführer, „aber laßt mich die Hoffnung mit mir nehmen, daß, wenn Ihr wieder frei seyd, Ida meiner noch in Liebe gedenken werde.“

„Rechnet auf die Dankbarkeit des Vaters und der Tochter“, erwiederte der Wunnensteiner; und Georg schied, von den Reizen des Fräuleins noch fester gefesselt, als zuvor.

Bei seiner Zurückkunft in's Lager gab er Graf Eberhard Nachricht von dem Erfolg seiner Sendung. „Die Belagerten“, sagte er, „suchten nur Zeit zu gewinnen und schienen auf Hülfe vom Pfalzgrafen und Markgraf Rudolf von Baden zu rechnen. Gegen die Führer der reichsstädtischen Fähnlein führte er jedoch eine andere Sprache: Er machte sie aufmerksam auf die wachsende Macht des Würtembergers, der auch die freien Städte unterjochen werde, wenn er erst den Adel bezwungen hätte. „Wir arbeiten“, setzte er hinzu, „an unserm eigenen Untergange und opfern unsere besten Kräfte für einen gefährlichen Feind, dessen ehrgeizige Absichten keinem von euch verborgen seyn können.“

Diese Worte wirkten um so stärker auf die reichsstädtischen Führer, je unzufriedener sie schon über den langsamen Gang der Belagerung waren, und da ohnehin schon längst unter vielen ein Mistrauen gegen den Grafen von Würtemberg herrschte. Georg suchte zu-

gleich die Nachricht zu verbreiten, der Pfalzgraf bereite einen Einfall in Schwaben vor, was denn auch die Folge hatte, daß eines Morgens sämmtliche Anführer des reichsstädtischen Zuzugs in sein Zelt traten und ihm ihren Entschluß erklärten, mit ihren Truppen heimzuziehen, wenn er sich ihnen anschließen wolle. Nach einigen unbedeutenden Einwürfen, unter denen Georg seine Freude über die gelungene List zu verbergen suchte, wurde beschlossen, diesen Entschluß zuerst dem Grafen und dann ihren Truppen zu eröffnen, und am nächsten Morgen abzuziehen. Eberhard bat und zürnte und tobte, versprach und drohte: Alles war umsonst, zumal als die Soldaten erfuhren, was vorging. Alles schrie: „Nach Hause! nach Hause!" und dem Grafen von Würtemberg blieb nichts übrig, als gehen zu lassen, was er nicht zurückhalten konnte. Am andern Morgen, vor Anbruch der Dämmerung, verließen die Truppen der Städte Strasburg, Heilbronn, Eßlingen, Augsburg, Ulm, Nördlingen u. s. w. das Lager und zogen in tiefer Stille ab, um die Belagerten nicht aufmerksam zu machen. Diese erfuhren aber bald, was vorgegangen war, und machten häufige Ausfälle, so daß sich Graf Eberhard bald zu schwach fühlte, die Belagerung mit Erfolg fortzusetzen. Wenige Tage nach dem Abzug der Hülfstruppen hob er die Belagerung auf, und kehrte in sein Land zurück. Georg vom Stein ver-

gaß seiner Geliebten nicht. Als Eberstein wieder frei war, begab er sich selbst dahin, und seine Werbung wurde vom Vater und der Tochter freundlich aufgenommen, denn er hatte ja Wort gehalten.

47. Wendelgard von Eberstein.

Die Gräfin Wendelgardis von Eberstein war an Ulrich Grafen im Linzgau und Buchhorn verheirathet. Bei dem Einfalle der Ungarn in Bayern zog der Graf gegen sie, wurde aber gefangen und weggeführt. Die Gräfin hielt ihn für todt, und ging darum, mit Bewilligung Bischof Salomo's III. von Constanz, aus dem uralten Geschlechte der Ramschweg, in's Kloster, und ließ auch jährlich zu Buchhorn eine Todtenmesse zum Gedächtniß ihres Gemahls halten, der sie jedesmal beiwohnte.

Als sie nun im Jahr 919 wieder nach Buchhorn gegangen war, und nach geendigter Messe die gewöhnliche Spende an die Armen austheilte, da trat ein Pilger in ziemlich zerlumpter Kleidung zu ihr und bat demüthig um eine Gabe; als ihm aber die Gräfin ein Silberstück darreichte, nahm er sie in seine Arme und

drückte sie an seine Brust. Die Umstehenden drängten sich hinzu, um ihn zu ergreifen, und für solche Ungebühr mit Schlägen zu strafen; er aber rief: „Ich habe der Schläge schon genug erduldet, ich bin Graf Ulrich, und diese hier ist meine getreue Hausfrau, die mich für todt gehalten, während ich in harter Gefangenschaft schmachtete."

Wendelgard erkannte jetzt ihren Gemahl, und die Freude des Wiedersehens war groß. Der Bischof von Constanz sprach sie frei von ihrem Gelübde; sie kehrte nach Buchhorn zurück, und Graf Ulrich schenkte dem Kloster, worin sie den Schleier genommen hatte, einen Zehnten im Rheinthal.

Die Gräfin starb ein Jahr darauf in den Wochen; ihr Sohn Burkhard wurde im Kloster St. Gallen erzogen und im Jahr 959 zum Abt daselbst erwählt.

---

48. Die Burg Calw.

Unter Conrad dem Salier haus'te auf dieser Burg Ritter Diebold, ein trotziger, übermüthiger Geselle, der seine Lust an Fehden hatte, und die Ruhe als seine Erbfeindin haßte. Der Kaiser hielt streng auf Gerech-

tigkeit, und besonders suchte er den Räubereien der Edeln Einhalt zu thun. So lange Conrad in Deutschland blieb, hielt sich auch Herr Diebold ziemlich still auf seiner Burg, aber kaum war jener nach Italien gezogen, so stürzte er flugs, wie der Habicht, aus seinem Felsennest, warf Reisende nieder, plünderte Kirchen und Klöster und wurde der Schrecken der ganzen Gegend. Umsonst waren die Warnungen seiner Freunde, umsonst die Drohungen der Aebte, umsonst die Thränen seiner Hausfrau Giesela, die fromm und menschlich war. Ritter Diebold ging seinen Weg keck und übermüthig fort, zog des mit Helm und Schwert beliehenen Raubgesindels noch mehr an sich und trieb es zuletzt so arg, daß die Klagen bis nach Rom zu den Ohren des Kaisers gelangten. Conrad ergrimmte darob, und schwur, dem Gesindel über den Hals zu kommen, wie ein Wetter, und ihnen Krallen und Schnäbel abzuhacken, damit die Raublust sie verlassen müsse. Wirklich brach er auch mit einem kleinen Heere nach Schwaben auf. Herr Diebold erfuhr dies nicht sobald, als sein Uebermuth sank und kleinliche Furcht sich seiner bemeisterte. Er verbarg sich auf sein Gemach, nahm blos Brot und Wasser zu sich, als ob seine Schuld durch Selbstbestrafung gemindert würde, und sah sich schon als Geächteter in unwirthbaren Wildnissen umherirren, von Hunger und Menschen verfolgt. In diesem Zustande

überraschte ihn seine treue Giesela. Bei ihrem Anblick bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Ich möchte Dir gerne Trost zusprechen", sagte sie sanft, nahm seine Hände in die ihrigen und drückte sie an seine Brust.

„Du?" entgegnete er mit dem Tone des kleinen Glaubens, der in kleinen Seelen wohnt.

„Es ist jetzt nicht Zeit, vom Vergangenen zu reden, laß uns einzig auf die Zukunft denken."

Diebold schrack zusammen. „Die Zukunft? Die wird entsetzlich seyn. Ich werde als ein Geächteter nirgends ein Obdach finden, unsere Burg wird zerstört werden und Dir nichts übrig bleiben, als unser Töchterlein auf den Arm zu nehmen und das Mitleid anzuflehen.

„Du hast noch Freunde."

„Mitschuldige! willst Du sagen. Deine Anverwandten werden Dir vielleicht ein Kämmerlein einräumen, aber für mich sind die Herzen und die Thüren verschlossen, denn über meinem Scheitel hängt das Schwert der Vergeltung.

„So laß uns fliehen und irgend einen Winkel aufsuchen, wo wir, fern von Menschen, im Verborgenen leben können."

„Und wovon leben? Von den Eicheln des Waldes und den Wurzeln der Erde."

„Haben wir doch Hände, können wir doch arbeiten und unser dürftiges Brot gewinnen.“

„Und Du wolltest dieses Loos mit mir theilen?“

„Ich habe Dir Treue gelobt bis in den Tod, und will mein Gelübde halten.“

„O ich Sünder bin nicht werth, Dich Engel zu besitzen“, rief Diebold, der sich durch den Adel seines Weibes erhoben fühlte. Er warf sich vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee; sie richtete ihn auf, drückte ihn an ihre Brust und sagte unter Thränen: „Ich hoffe, das Unglück soll Dich mir und der Tugend zurückbringen.“ Hierauf machten sie einen Entwurf zu ihrer Flucht, die sie auch selbige Nacht noch in's Werk setzten.

Gegen Mitternacht steckte der Ritter an Gold und Kostbarkeiten zu sich, was er besaß, nahm sein Töchterlein auf den Arm und verließ, von der treuen Gattin begleitet, die väterliche Burg. Der Mond leuchtete den Flüchtlingen auf ihrem einsamen Wege.

Nach ungefähr einer halben Stunde erreichten sie einen Hügel, von wo sie das Schloß Calw zum letztenmale sehen konnten. Unwillkührlich blieb der Ritter stehen und schaute zurück nach dem geliebten Aufenthalte, den er nun verlassen sollte auf immer. Mit brennenden Thränen im Auge rief er: „Lebe wohl, Burg meiner Väter! wo sie im Glück geborgen lebten, weil sie das Gesetz ehrten! Umsonst hoffte ich, zu altern

unter deinem Dache und dich einst meinen Kindern und Enkeln zu hinterlassen. Bald wirst Du nur ein öder Steinhaufen seyn, bei dessen Anblick der Wanderer mein Gedächtniß verwünscht."

Bei diesen Worten stellte er die kleine Agnes zur Erde, warf sich auf die Kniee nieder, faltete die Hände zum Himmel, und flehte, sein unschuldiges Kind nicht büßen zu lassen die Verbrechen des Vaters.

Auf Giesela's Zuspruch raffte er sich auf, und sie setzten ihren Weg still fort, und jedes in sich gekehrt. Bei Tagesanbruch waren sie schon ziemlich weit von ihrer Burg entfernt und gelangten in einen finstern Wald, in dessen Schatten sie sich an einer Quelle lagerten, um ein Stündchen auszuruhen. Nachdem sie sich in etwas erquickt und gestärkt hatten, schlugen sie einen wenig betretenen Fußsteig ein, der sie gegen Mittag an das Ufer der Nagold brachte, die sich hier durch ein anmuthiges Thal schlängelte. Sie wanderten noch eine ziemliche Strecke längs dem Flusse hin und gelangten mit Sonnenuntergang an eine Hütte, die an einen Garten und ein eingehägtes Feld stieß. Ein bejahrter Mann saß vor der Hütte; als er die Wanderer gewahrte, stand er auf, ging ihnen entgegen und bot ihnen eine Nachtherberge unter seinem Dache an. Beim ländlichen Abendmahl erzählte der treuherzige Wirth mancherlei aus seinem vergangenen

Leben, wie er ein lockerer Kämpe gewesen, manchen lustigen Schwank ausgeübt, sich hierauf in die Tochter des Fischers, der diese Hütte bewohnt, verliebt und sie geehelicht habe. „Sie starb vor einem halben Jahr", setzte er hinzu, „meine Söhne zogen nach Palästina, wo der eine ertrank und der andere in der Sklaverei seufzt. Dahin will ich nun auch pilgern und ihn zu lösen suchen."

Auf die Frage Diebold's, ob er das nöthige Geld besitze, antwortete der Alte: was ihm noch fehle, wolle er bei frommen Christen sammeln. Da erbot sich Diebold, ihm seine Hütte und sein kleines Feld abzukaufen und reichlich zu bezahlen. Der Mann war dies sehr zufrieden und überließ dem Wanderer seine ganze kleine Wirthschaft, wozu auch einige Ziegen gehörten, für eine Summe, die wohl zureichen mochte, seinen Sohn loszukaufen.

Des andern Morgens trat der Alte seine Pilgrimfahrt nach Palästina an, und der Ritter und seine Hausfrau suchten sich in ihrem neuen Hauswesen einzurichten. Willig griff Diebold nach dem Grabscheit, und arbeitete im Schweiße seines Angesichtes, ob es ihm gleich ziemlich sauer wurde, und je härter sein Tagewerk war, desto leichter wurde ihm das Herz. Frau Giesela besorgte den Garten und die Küche, und beide gewöhnten sich nach und nach

an die stille Beschränktheit. Nach einigen Monaten genaß sie von einem gesunden, wohlgestalteten Knäblein, welches Diebold selbst taufte, und ihm dem Namen Heinrich beilegte.

Unterdessen war Kaiser Konrad im Fluge nach Schwaben gekommen und hatte die Burg Calw zu seinem Aufenthalte gewählt. Er ließ durch seine Reisigen mehrere Raubnester zerstören und sprach eine schwere Acht aus über die Verächter der Gesetze. Streng und unerbittlich ließ er sogar die zurückgebliebenen Kinder der Geflüchteten hinrichten, weil er besorgte, sie möchten ihren Vätern ähnlich werden. Eines Tages belustigte er sich mit der Jagd. Indem er einen raschen Sechszehnendner verfolgte, verirrte er sich im dichten Walde vom Wege und seinem Gefolge; auf ein wiederholtes Zeichen mit seinem Hüfthorn gesellten sich zwei seiner Knechte zu ihm, die aber der Gegend so wenig kundig waren, als er. Endlich gelangten sie an das Ufer der Nagold, zu der Hütte des Ritters, wo sie anklopften und um ein Nachtlager baten. Diebold hieß die Fremdlinge willkommen, ging hinaus und zündete ein Licht an. Aber wie erschrack er, als er damit in die Stube kam und den Kaiser erkannte. Er hielt sich nun für verloren und glaubte, Konrad habe seinen Aufenthalt erfahren und sey gekommen, ihn aufzuheben. In die-

sem Argwohn ward er bestärkt, als jener sich für einen Ritter aus dem Gefolge des Kaisers ausgab, der vom rechten Wege abgekommen sey. Er benutzte daher den Augenblick, wo seine Gäste bei Tische saßen, entfloh in den Wald und verbarg sich daselbst in einer Felsenhöhle. Der Kaiser, welcher müde und schläferig war, merkte nicht auf die Entfernung seines Wirthes, sondern legte sich auf ein ziemlich schlechtes Lager, welches Frau Giesela für ihn zubereitet hatte, und seine Begleiter streckten sich auf eine Bank hinter dem Tische. Nicht lange genoß Konrad des erquickenden Schlafes; der kleine Heinrich, der bei seiner Mutter im Nebengemache lag, wimmerte die ganze Nacht hindurch und wollte sich nicht geschweigen lassen. Konrad ärgerte sich darob nicht wenig; er wälzte sich unruhig auf seinem harten Lager und verwünschte hundertmal sein Abentheuer. Gegen Morgen sank er endlich in einen leichten Schlummer. Da erschien ihm im Traum eine dunkle Gestalt, die ihm zurief: „Kaiser, mindere Deinen Zorn gegen das Knäblein, welches Deine Ruhe stört. Es wird einst Dein Eidam werden und einen Fürstenstuhl besteigen!“ Konrad erwachte aus diesem Traum voll ängstlicher Besorgniß. Da er abergläubisch war, so wähnte er eine wirkliche Erscheinung gehabt zu haben.

„Ha“, murmelte er bei sich, „dieser Bettlerssohn

mein Eidam! Vielleicht mein Nachfolger auf dem Kaiserthrone, von welchem seine Hand mich herabstürzt?" Grimmig sprang er auf und befahl seinen Knechten, das Kind wegzutragen und im Walde zu ermorden. Diese, welche die Strenge ihres Gebieters kannten, gehorchten ohne Widerrede. Sie nahmen den Knaben von der Seite seiner schlafenden Mutter weg und trugen ihn eine Strecke weit von der Hütte. Eben stieg der Morgen herauf und die Vögel sangen in den Zweigen. Das Knäblein lächelte seine Mörder an und streckte seine Händlein nach dem blinkenden Schwert, welches der eine aus der Scheide zog, um es zu durchbohren. Das Lächeln des Kindes rührte ihre Herzen.

„Warum", sagte der Eine, „wollen wir unsere Hände mit unschuldigem Blute beflecken?"

„Wohl wahr", erwiederte der Andere, „aber der Zorn des Kaisers wird uns treffen."

„Besser Gott zum Freunde haben, als die Menschen."

„Mir fällt etwas ein", fing der erste wieder an; „hier herum gibt es Hasen und anderes Gewild die Menge; wir tödten eines dieser Thiere und zeigen dem Kaiser das blutige Schwert, wenn er unsern Worten nicht glauben will. Das Knäblein legen wir

hier an den Weg, der liebe Gott wird für den Wurm sorgen."

Sie thaten, wie sie gesagt hatten. Am Wege stand eine Tanne, die untersten Zweige derselben flochten sie zusammen, legten das Kind darauf und entfernten sich.

Als Frau Giesela erwachte, sah sie sich nach ihrem Säugling um, und erschrack heftig, da sie ihn nicht fand. Sie stand auf, ging in die Stube und fand auch ihre Gäste nicht mehr. „Sollten diese meinen Heinrich gestohlen haben", dachte sie, „aber was könnte ihnen mit einem armen Kinde gedient seyn? oder war vielleicht mein Mann hier und nahm den Knaben mit sich, aus Furcht vor dem Kaiser?" Indem sie so nach Wahrscheinlichkeit und Hoffnung suchte, sprengte einer der Knechte daher, sein Wehrgehäng zu holen, welches er absichtlich zurückgelassen hatte. „Gutes Weib", sagte er, „bangt nicht für Euer Söhnlein. Einige hundert Schritte von hier, unter der großen Tanne am Wege, wo ein altes bemoostes Kreuz steht, wahrscheinlich das Mahl eines Todten, werdet Ihr es wohlbehalten finden." Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne ihr zum Fragen Zeit zu lassen. Hastig eilte sie nach der bezeichneten Stelle, fand aber ihr Kind nicht daselbst. Ein Reiter trabte waldein. „Sollt' er es geraubt haben",

dachte sie. „Aber wozu dies Spiel mit meinem armen Kinde?“ So jammerte sie und ängstigte sich und ging tiefer in den Wald, weil der Reitersknecht vielleicht einen andern Platz gemeint haben konnte. Als sie an eine mit Gestrippe verwachsene Felsengruppe kam, hörte sie ihren Namen nennen, sah um sich, und erblickte ihren Gatten, der den Kopf aus einer Spalte hervorstreckte. Sie erzählte ihm den Vorgang. „Sonderbar“, sagte Diebold. „Da sah ich eben den Herzog von Schwaben vorüberreiten, der hatte ein Kind unter seinem Mantel, wie ich an dem Gewimmer des Kleinen abnehmen konnte. Sollte es unser Heinrich seyn?“ Die beiden Gatten erschöpften sich in Muthmaßungen, blieben aber jedesmal wieder im Gewirr neuer Zweifel hängen. Endlich beschloß der Ritter, sich verkleidet an das Hoflager des Herzogs zu begeben, und Kundschaft einzuziehen. Er verschaffte sich das Gewand eines Pilgrims und wanderte so nach dem Hoflager. Dort vernahm er die Mähr, daß die Herzogin, nach langer Unfruchtbarkeit, vom Himmel mit einem Erben beschenkt worden sey. Bald hatte er Gelegenheit, den jungen Herzog zu sehen, und erkannte in ihm seinen Heinrich. Er freute sich der Fügung des Himmels, der seinem Kinde einen Vater gegeben und kehrte getröstet in seine Wohnung zurück. Frau Giesela empfing die Botschaft als Mutter. Die Schale war

voll Wermuth und nur der Rand mit Honig bestrichen. Ihr Heinrich, meinte sie, müsse es wohl fühlen, daß das Lächeln der Herzogin kein Mutterlächeln sey. Doch ergab sie sich in den Willen der Vorsehung.

Diese hatte sich auch des kleinen Heinrichs augenscheinlich angenommen. In derselben Stunde, wo er von den Knechten des Kaisers ausgesetzt wurde, ritt Herzog Hermann von Schwaben an dem Baum vorüber, und seine Gefährten waren eine Strecke voraus. Er hörte das Geschrei des Kindes, sprang vom Pferde, und war höchlich erfreut über diesen Fund, da er in kinderloser Ehe lebte, und sich längst schon einen Erben gewünscht hatte. Er betrachtete das Kind als ein Geschenk des Himmels, nahm es unter seinen Mantel, sprengte nach Hause und trug es, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, in das Gemach seiner Gemahlin, und sagte lächelnd zu ihr: „Sieh, meine gute Benigna, was ich Dir hier mitbringe!“ Mit diesen Worten reichte er ihr das Knäblein dar. Der Kleine schmiegte sich an ihre Brust, als wollt' er um Nahrung anklopfen. Der Herzog erzählte ihr, wie er das Kind gefunden, und daß er es für seinen Sohn ausgeben und als solchen erziehen lassen wollte. Das war Frau Benigna herzlich zufrieden. Sie stellte sich schwanger, spielte eine Niederkunft, und obgleich Manche am Hofe nicht an diese Mähr glaubten, so wagte es doch Niemand, seine

Zweifel laut werden zu lassen. Zufällig gab man dem Kleinen zum zweitenmale den Namen Heinrich. Er wuchs bald heran zum schönen, blühenden Knaben und wurde dem Hofkaplan Peter Eichspalter zum Unterricht anvertraut. Zu diesem sagte der Herzog: „Lehrt meinen Heinrich auf Dornen schlafen, auf Rosen wird er es schon von selbst lernen."

„Ich verstehe Euch, gnädiger Herr", erwiederte der wackere Kaplan. „Wir Menschen gehören dem Himmel und der Erde zugleich an; beide ziehen an uns, und die Hauptsache ist, das Gleichgewicht halten zu lernen."

Der Same, den der treffliche Mann ausstreute, fiel in ein gutes Land. Der hoffnungsvolle Knabe wurde zum liebenswürdigen Jüngling. Er mochte sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben, als sein Lehrer nach Speier ging, wo er einen Platz im Dom erhielt. Heinrich begleitete ihn dahin und zog von Speier nach Aachen, wo Kaiser Konrad seinen eilfjährigen Sohn zum König der Deutschen krönen ließ. Hier legte Heinrich bei einem Turnier die ersten Proben seiner körperlichen Stärke und Gewandtheit ab. Agnes, Kaiser Konrad's einzige Tochter, ein schönes, liebreizendes Mädchen von dreizehn Jahren, theilte den Dank aus. Heinrich näherte sich ihr ehrerbietig, um ein Paar güldene Sporen aus ihrer Hand zu empfangen. Eine süße Unruhe schlich sich in des Fräuleins Brust beim Anblick des

schönen Jünglings. Heinrich sah ihr in das blaue Auge und ließ darüber die Sporen aus den Händen fallen.

Heinrich folgte hierauf dem Kaiser nach Italien, wo er täglich Gelegenheit fand, durch Tapferkeit und gefällige Sitten sich die Gewogenheit desselben zu erwerben, besonders, da er ihm einmal das Leben rettete. Konrad war nicht undankbar, und es kam ihm sogar einmal der Gedanke, ihn mit der Hand seiner Tochter zu belohnen. Aber in demselben Augenblicke schwebte ihm, wie von einem bösen Geiste erregt, jenes nächtliche Gesicht in Diebold's Hütte wieder vor. „Eines Bettlers Sohn sollte ja meine Tochter haben", sagte er bei sich, „und wenn das Gerücht nicht lügt, so ist dieser Heinrich ein untergeschobenes Kind des Herzogs! Wer weiß — —"

Hier warf er sich auf einen Stuhl und verlor sich in düsteres Nachsinnen. Nach einer Weile sprang er auf, rief einige Leute und erkundigte sich nach den beiden Knechten, die ihn damals begleitet hatten. Der eine war im Lager und wurde herbeigeholt, und gestand auch ohne Umschweife, daß er jenen mörderischen Befehl nicht vollzogen habe.

Der Kaiser befahl ihm, mit verbissenem Grimm, sich zu entfernen, und brütete über schwarzen Anschlägen. „Ja", rief er endlich, „und wenn alle bösen Geister mit

im Spiele sind, so will ich ihre Künste zu Schanden machen."

Um jedoch keinen Argwohn gegen sich zu erregen, schrieb er ein Briefchen an seine Gemahlin, worin er ihr, unter Androhung seines ganzen Zornes, gebot, den Ueberbringer in aller Stille in die andere Welt fördern zu lassen. Dieses Schreiben übergab er Heinrichen, der noch in derselben Nacht damit nach Aachen abreiste, wo die Kaiserin ihren Hof hatte. Er kam glücklich bis Speier; dort trat er bei seinem alten Lehrer, dem Domsänger Peter Eichspalter, ab. Diesen trieb die Neugierde, zu erfahren, was in dem kaiserlichen Handbrieflein enthalten seyn möchte. Nachdem sein Gast sich zur Ruhe begeben hatte, öffnete er geschickt das wächserne Siegel des Briefes. Aber wie schrecklich wurde er überrascht, da er den Inhalt las! Er war überzeugt, daß sich sein Zögling keines Verbrechens schuldig gemacht habe, und ahnete ein Geheimniß der Bosheit. „Böses verhüten", dachte er, „ist wenigstens keine Sünde! mein Heinrich hat dem Kaiser das Leben gerettet, und so kann dieser ihm nicht schlechter lohnen, als — — mit der Hand seiner Tochter." Dieser Einfall schien ihm die Eingebung eines guten Engels; mit einem scharfen Messer kratzte er die Worte: „den Ueberbringer augenblicklich aus der Welt zu schaffen" — aus, und schrieb an deren Stelle: „den Ueberbringer augenblick-

lich mit unserer Agnes trauen zu lassen.“ Hierauf stellte er das Siegel wieder her und legte den Brief an seine vorige Stelle.

Heinrich machte sich des andern Tages früh auf den Weg und langte am Abend des dritten Tages spät in Aachen an. Da er glaubte, daß sein Brief Dinge von großer Wichtigkeit enthalte, so ging er ohne Verzug nach der Pfalz, und verlangte geheimes Gehör bei der Kaiserin, welches ihm auch sogleich bewilligt wurde. Sie war nicht wenig durch den sonderbaren Befehl des Kaisers überrascht, aber gewohnt, unbedingt zu gehorchen, rief sie eine Kammerfrau und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Diese entfernte sich alsbald wieder. „Ist Euch der Inhalt des Briefes bekannt?“ fragte sie hierauf den jungen Ritter. Dieser verneinte es. „Dies sieht meinem Gemahl ähnlich“, versetzte sie lächelnd. „Doch er konnte nicht weniger für den Retter seines Lebens thun.“ Heinrich wußte nicht, wo das hinaus wollte; seine Gedanken schwebten aber nicht lange in der Irre, sondern wurden von einem liebern Gegenstand verschlungen; das Bild der schönen Kaiserstochter war ihm nach Italien gefolgt, und nun öffnete sich die Thüre und sie stand plötzlich vor ihm im leichten Nachtgewand und mit allem Zauber der verschämten Unschuld. Sie schmiegte sich kindlich an ihre Mutter, und wagte nur halbe Blicke auf Heinrich. Dieser stand wie in Flammen.

„Dies, mein Kind", sagte die Kaiserin, „dem Du beim letzten Turniere den Dank reichtest, und der den Säbelhieb auffing, welcher dem Leben Deines Vaters drohte."

Agnes wollte reden, aber ihre Worte erstarben in ein leises Flüstern.

Jetzt trat auch der Kaplan herein. Die Kaiserin las den Brief ihres Gemahls. Die Wirkung auf Heinrich und Agnes läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Sie wurden auf der Stelle getraut, und alle Seligkeit der Liebe war in ihnen. Konrad zog freilich die Stirne mächtig in Falten, als er die Geschichte erfuhr; allein der Anblick seines eigenen Briefes, in welchem die Veränderung so täuschend gemacht war, daß er wähnte, ein höheres Wesen müsse hier seine Hand im Spiele haben, sänftigte bald seinen Groll, und er gab seinen Vatersegen zu dem Bündnisse.

Kurz vor seinem Hinscheiden entdeckte Herzog Hermann seinem Sohne das Geheimniß seiner Herkunft. Dieser wollte doch auch die Wiege seiner Kindheit sehen; er besuchte die Gegend, wo er gefunden worden war. In seiner väterlichen Hütte haus'te ein alter Einsiedler, es war Diebold, Heinrichs Vater. Seine Mutter und Schwester lebten längst nicht mehr. Umsonst suchte Heinrich seinen Vater zu bereden, mit ihm in die Welt zurückzukehren; er berief sich auf ein Gelübde, seine noch

übrigen Tage bei dem Grabe seiner getreuen Giesela zuzubringen. Er folgte ihr auch kurze Zeit nach dem Wiedersehen seines Sohnes, und Heinrich ließ auf der Stelle das Kloster Hirschau errichten.

---

49. Der Ring.

Auf der Burg Rheineck, am Unterrhein, wovon nur noch ein mächtiger Thurm und die Ruinen einer Kapelle vorhanden sind, lebte in früher Zeit ein Edler, Namens-Bodo, der die Thorheit beging, nicht nur in seinem fünfzigsten Jahre zum zweitenmale zu heirathen, sondern auch eine junge, schöne, lebenslustige Dirne zur Hausfrau zu wählen. Diese Ehe war, wenn auch nicht eben unglücklich, doch langweilig und freudenleer. Bodo liebte die Jagd und war darum oft abwesend, unterdeß war Frau Irma mit ihren Arbeiten beschäftigt, oder auf die Unterhaltung mit ihren Mägden angewiesen. Jetzt kam plötzlich eine Mahnung des Grafen von Laach, an den Ritter von Rheineck, der ein Vasall desselben war, und rief ihn zu einem Kriegszug auf. Bodo liebte die Waffen und rüstete sich augenblicklich. Als aber die Abschiedsstunde sich näherte, da

warf er zufällig einen Blick in den Spiegel, und beim Anblick seiner grauen Haare und seiner Runzeln erwachte schnell der böse Geist der Eifersucht in seiner Brust. Irma's Jugend und Schönheit und seine lange Abwesenheit konnten allerdings unangenehme Dinge herbeiführen. Finster schritt er eine Weile in der Halle auf und ab, wo Irma am Spinnrocken saß, und warf ihr bisweilen bedenkliche Blicke zu. Plötzlich schien aber in seiner Seele ein tröstender Gedanke aufzusteigen; er nahm einen goldenen Ring aus einer Schublade und überreichte ihn seiner Hausfrau mit den Worten: „Ich muß jetzt scheiden von Dir auf lange Zeit; zwar kenne ich Deine Tugend, aber die Versuchung in der Welt ist groß. Siehe hier das Unterpfand Deiner Treue. Dieser Ring hat die seltene Eigenschaft, zu verschwinden, sobald Du von dem Pfade der ehelichen Treue abweichen wirst. Finde ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr an Deinem Finger, so —" hier warf er ihr einen sehr ernsten Blick zu und entfernte sich.

Frau Irma hatte zwar auf ihrem Ehestandswege wenig Rosen gefunden, aber sie hatte doch bis dahin ihr Herz rein erhalten und sich so ziemlich in ihr Loos gefügt; desto mehr wurmte ihr das Mistrauen ihres Gatten, und unwillig steckte sie den Ring an, ohne jedoch an die magische Eigenschaft desselben zu glauben.

Eines Nachmittags saß sie auf dem Söller und

arbeitete mit der Nadel. Der Ring war ihr etwas zu weit, darum nahm sie ihn ab und legte ihn auf das eiserne Geländer. Ein Rabe, den ein Edelbube groß gefüttert und dem Frau Irma die Freiheit wiedergegeben hatte, kam auf den Söller zugeflogen, denn er besuchte noch bisweilen sein altes Wohnhaus. Er sah den glänzenden Ring, packte ihn mit dem Schnabel und flog davon. Frau Irma gewahrte den Raub erst, als es zu spät war. Sie rief ihre Leute herbei und befahl ihnen, dem Diebe mit Armbrüsten nachzusetzen und ihm seine Beute wieder abzujagen. Umsonst! Niemand wußte, nach welcher Gegend er sich gewendet.

Frau Irma gerieth in die größte Verlegenheit. Sie mußte Alles von dem Zorne ihres Gatten befürchten, wenn sie den verhängnißvollen Ring nicht mehr vorzeigen konnte. Einsam saß sie so in ihrem Gemach, verloren in traurige Betrachtungen über ihr Loos, und verwünschte hundertmal die Stunde, in der sie Herrn Bodo das Jawort am Altare gegeben, als man einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft bei ihr meldete. Es war Hug von Argenfels, ein weitläufiger Verwandter ihres Mannes, der hier und da auf der Burg einsprach. Lieb war ihr seine Erscheinung, um doch Jemanden zu haben, dem sie ihren Kummer mittheilen konnte. Nicht sobald fragte der junge Ritter um die

Ursache ihrer Niedergeschlagenheit, als sie ihm den ganzen Vorfall unter Thränen erzählte.

Der Ritter sagte lachend: „Da kann ich vielleicht Rath schaffen, schöne Base, denn ich verstehe mich etwas auf Zauberei." Frau Irma versicherte, die Sache sey zu ernsthaft für einen Scherz, aber jener betheuerte, er wolle den Ring herbeischaffen, jedoch gegen eine Belohnung.

Frau Irma schaute ihn zweifelhaft an. Der Ritter zog jetzt den Ring aus der Tasche und sagte: „Meinen Finderlohn, und ich stecke den Ring wieder an Euren Finger. Einen Kuß habe ich doch verdient?"

Die Edelfrau schalt ihn unverschämt, er aber entgegnete: Sie sey zu verschämt, und der alte Bodo verdiene wohl eine kleine Strafe für sein Mistrauen. Obgleich Irma sich im Anfange aufgebracht stellte über die Zumuthung des jungen Mannes, so bequemte sie sich doch zuletzt, den verlorenen Ring gegen einen Kuß einzutauschen. Aber dieser Kuß hatte schlimme Folgen. Die Edelfrau fand ihn süßer, als die Küsse des alten Bodo, und Hug von Argenfels wurde nach mehr lüstern. Von diesem Augenblicke an knüpfte sich auch ein zärtliches Verhältniß zwischen beiden, und als Bodo von Rheineck aus dem Krieg heimkehrte, war zwar der Ring nicht verschwunden, aber er fand seine Haus-

frau ob seiner Zurückkunft doch mehr verlegen, als erfreut.

Irma's Geist soll noch jetzt in den Ruinen spuken, und nur durch ein junges Weib, das seinem alten Manne getreu ist, erlöst werden können.

50. Gutenfels.

Auf einem steilen Berggipfel bei Caub steht man die uralte Burg Gutenfels, die von den Grafen von Nüringen an die Grafen von Falkenstein kam.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier Graf Philipp von Falkenstein, ein mannlicher Ritter, der eine Schwester hatte, Namens Guta. Ihre Schönheit, ihr Verstand und ihre anmuthigen Sitten führten eine Menge Freier nach Gutenfels, aber keiner mochte die Gunst des Fräuleins gewinnen. Da wurde ein großes Turnier nach Köln ausgeschrieben, auf welchem die edelsten und tapfersten Ritter nicht nur vom Rheinstrom, sondern auch aus den übrigen Gauen Deutschlands und andern Ländern erschienen. Auch der Graf von Falkenstein und seine Schwester zogen dahin. Unter ihnen zeichnete sich ein englischer Ritter aus

durch seine hohe Heldengestalt, die Pracht und Kostbarkeit seiner Rüstung und Waffen und die Schönheit seines Streitrosses. In den Schranken mochte ihm Niemand widerstehen und er blieb immer Sieger. Bei den Festen, die am Hofe des Erzbischofs von Cöln bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, hatten der fremde Ritter, dessen Namen, außer dem Erzbischof Niemand kannte, und Guta sich gesehen, und von nun an schien der Britte für keine andere Dame mehr Augen zu haben. Auch Guta's Blicke begegneten manchmal den seinigen und drückten mehr aus als Neugier oder gewöhnliches Wohlgefallen an einem tapfern Kämpfer.

Bei einem abermaligen Stechen saß Guta mit vielen andern blühenden Frauen auf einem Balkon, und ließ, als der Ritter eben vorübersprengte, aus Unachtsamkeit ihren Handschuh herabfallen. Jener sprang augenblicklich vom Roß, hob den Handschuh auf und sprach, sich tief verneigend, zu dem Fräulein: „Vergönnt, schöne Dame, daß ich dieses Zeichen an meinen Helm befestigen dürfe, es wird mir Glück bringen.“ Mit sittsamen Erröthen nickte sie ihm ein Ja zu.

Beim Hauptrennen hob der englische Ritter, wie gewöhnlich, alle seine Gegner aus dem Sattel. Guta freute sich darob, aber noch höher schlug ihr Herz, als ihr Bruder dem Sieger herzlich die Hand drückte und ihn auf seine Burg einlud.

Der Graf von Falkenstein war mit seiner Schwester erst seit wenigen Tagen nach seiner Burg zurückgekehrt, als der englische Ritter dort erschien und die freundlichste Aufnahme fand. Drei Tage verweilte er daselbst und fand in dieser Zeit Gelegenheit, Guta allein zu sprechen. Er erklärte ihr seine Liebe und seinen Wunsch, ihre Hand zu besitzen. „Wenn ich auch noch meinen Namen verschweigen muß", setzte er hinzu, „so seyd doch versichert, daß kein Flecken haftet weder auf der Ehre meines Geschlechtes, noch auf mir selbst. Nach drei Monaten kehre ich wieder und werbe feierlich um euch. Bis dahin bewahrt meine Liebe noch als ein Geheimniß.

Guta gab in jungfräulicher Verwirrung ihre Einwilligung, und keinerlei Argwohn kam in ihre reine Seele. Der Abschied des Ritters ließ in ihrem Gemüthe eine stille Schwermuth zurück, die sie jedoch vor ihrem Bruder zu verbergen suchte. Um diese Zeit ging das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen unter; die deutschen Churfürsten trennten sich bei der Wahl eines neuen Königs; einige gaben ihre Stimmen Alphons dem Weisen von Castilien, die übrigen Richard von Cornwallis, der ein Bruder war Heinrichs III., Königs von England. Die ritterlichen Eigenschaften des letztern, mehr aber noch sein Reichthum, zogen die Mehrzahl der Fürsten auf seine Seite und er wurde in Aachen gekrönt.

Inzwischen lebte Guta auf ihrer Burg traurige Tage. Drei, vier und fünf Monate waren vorüber gegangen, und sie hatte von ihrem Ritter nichts mehr gesehen und gehört. Ihr stiller Gram konnte auch ihrem Bruder nicht länger entgehen, aber er fragte sie umsonst nach der Ursache, sie schützte jedesmal ein Unwohlseyn vor. Eines Tages erschien vor dem Thore von Gutenfels eine glänzende Schaar von Reisigen, und auf die Frage des Thurmwarts begehrte König Richard Einlaß. Der Graf von Falkenstein ging ihm sogleich entgegen, aber wie erstaunte er, als jener sein Visir aufschlug und der Graf den englischen Ritter erkannte, den er früher auf seiner Burg bewirthet. „Ihr seyd überrascht, in mir einen Bekannten zu finden? Ich komme, um diese Bekanntschaft zu erneuern, und Euch zugleich um die Hand Eurer schönen Schwester Guta zu bitten."

„Ach, meine arme Schwester!" antwortete der Graf; „sie leidet an einem geheimen Kummer, und die Rosen ihrer Wangen verbleichen."

„So geht zu ihr und meldet ihr einen Freier, verschweigt aber meinen Namen. Dieser Handschuh sey mein Fürsprecher." Mit diesen Worten gab Richard dem Grafen den Handschuh, den er von Guta auf dem Turnier erhalten.

Das Fräulein erschrack, als ihr Bruder zu ihr in's

Gemach trat und einen Freier meldete. Aber beim Anblick des Handschuhes kam ein Zittern in ihre Glieder und sie wäre beinahe in Ohnmacht gesunken. Sie folgte ihrem Bruder in die Halle, wo Richard ihrer wartete. Sie flog in seine Arme. „Ich dachte, Ihr hättet mein vergessen, oder wär't im Kriege gefallen."

„Meinst Du, ein Britte kenne die deutsche Treue nicht?" entgegnete Richard. „Dann verdiente ich nicht, die deutsche Krone zu tragen."

Guta sah ihn verwundert an. „Ja, ja", rief der Graf von Falkenstein, „Dein englischer Ritter ist Richard von Cornwallis, unser König!" —

Und Richard führte das deutsche Edelfräulein als seine Gemahlin heim.

51. Der närrische Fiedler.

Auf ihrer alten einsamen Burg im Wasgau lebte die betagte Frau von Schoneck mit ihrer einzigen Tochter Bilhild. Sie war Wittwe seit vier Jahren, und man wußte nicht zu sagen, wo ihr Mann geblieben. Sein Wamms und Schwert hatte man am Bord des benachbarten Sees gefunden, und es ging die Rede, er habe

sich in einem Anfall von Tiefsinn hineingestürzt, denn sein Hauswesen war ziemlich in Verfall gerathen. Die Frau von Schoneck mußte sich darum auf das Nöthigste beschränken und war mehr mit dem Mangel als mit dem Ueberflusse bekannt. Doch besaß sie einen großen Schatz in ihrer Tochter, die heranblühte in aller Schönheit und Tugend. Sie allein schien nicht zu wissen, wie freigebig sich die Natur gegen sie erwiesen, und alle ihre Wünsche und Sorgen waren ihrer guten Mutter zugewendet.

Die Burg Schoneck lag auf einer Waldeshöhe, an deren Fuß sich zwei gar anmuthige Thäler hinzogen. Das eine dieser Thäler hieß das Brunnenthal, von den vielen Quellen, die dort hervorsprudelten, und es stand daselbst eine Kapelle, mit dem Bilde der Mutter der Schmerzen, unter Linden. Bilhild besuchte oft in den Abendstunden die Waldkapelle und schmückte den Altar mit Blumen, so lange in der Gegend welche zu finden waren. Einst, auf dem Wege dahin, bemerkte sie einen alten Mann in seltsamer Kleidung. Die Züge seines tief gefurchten Antlitzes schienen starr und unbeweglich, und aus den erloschenen Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, flammte bisweilen ein furchtbares Feuer auf. Er ging barfuß im Winterfrost wie in der Sommerhitze, und hatte eine Fiedel in der Hand.

Die Jungfrau erschrack bei seinem Anblick, aber er

legte, sobald er ihrer ansichtig wurde, die Hände kreuzweis auf die Brust und grüßte sie so freundlich, daß sie Zutrauen gewann und ihm ein Almosen anbot.

Er schlug es aus und sagte: „Fräulein, betet für mich, das gibt einen Zehrpfennig auf die letzte Wanderschaft und die trete ich bald an.“

„Wer seyd Ihr?“ fragte Bilhild.

„Ich bin der närrische Fiedler, so nennen mich die Leute.“

Bei diesen Worten nahm er seine Geige und fing darauf zu spielen an, aber in so seltsamen Tönen, daß der Jungfrau ein Grauen anwandelte. Sie wollte entfliehen, und doch war etwas in der Gestalt und zumal in den Gebehrden des Greises, was sie wieder festhielt.

„Erzählt mir etwas von Eurem Schicksal“, fing sie an, nachdem sie etwas Fassung gewonnen hatte.

Der Alte lächelte höhnisch und schmerzlich zugleich. Er deutete gen Himmel, und sang dann mit heiserer Stimme:

Alles wird ja aufgeschrieben,
Alles Hassen, alles Lieben.
Viele hat das Grab genommen,
Doch sie müssen wiederkommen,
Müssen treu die Wahrheit sagen,
Wenn die fremden Boten fragen,
Und dann eil' ich her und singe,
Daß der Schlaf sie wieder zwinge.

Bei den letzten Worten schien eine Flamme aus seinen Augen zu schlagen, die wenigen dünnen Locken um den kahlen Scheitel sträubten sich empor und der Ton seiner Stimme klang wie der krächzende Unglücksruf des Raben.

Bilhild schauderte zusammen, und sie eilte, in ängstlicher Beklemmung der Burg zu. Als sie dort anlangte und ihrer Mutter erzählte, was ihr begegnet sey, gab ihr diese einigen Aufschluß über den närrischen Greis und erzählte: Er sey Diener auf der Elsterburg gewesen viele Jahre hindurch, auch hätten der alte Ritter Jörg und sein Sohn Ulrich viel Vertrauen auf ihn gehabt. Allein plötzlich sey er wahnsinnig geworden, um die Zeit, da Bilhilden's Vater verunglückte; er geselle sich selten zu Menschen, am liebsten noch zu Kindern, doch sey in seinen Reden oft ein klarer Sinn und er bete fleißig und betrübe Niemanden.

Die Erwähnung der Ritter von der Elsterburg machte Bilhilden nachdenkend und fast traurig. Beide kamen oft nach Schoneck und Ritter Ulrich hatte es kein Hehl, daß die schöne Bilhild die Ursache davon sey. Auch hatte sein Vater mehr als einmal bei Bilhilden's Mutter ein Wörtlein von einer Verbindung zwischen ihren Kindern fallen lassen, allein die Frau von Schoneck wußte jedesmal auszulenken. Es war

ihr von jeher in Gegenwart dieser Menschen ganz unheimlich zu Muth geworden, und sie hatte es stets mit Bekümmerniß angesehen, daß ihr verstorbener Eheherr einigen Umgang mit ihnen gepflogen.

Am Abend des nächsten Tages wandelte Bilhild, wie sie gewohnt war, in das Brunnenthal. Ein junger Pilgrim saß unfern der Kapelle auf einem Stein am Wege. Er schien sehr ermüdet, und schaute schwermüthig in die vorüberfließende Quelle. Als er der Jungfrau ansichtig wurde, stand er auf und grüßte sie sittsam. Seine hohe bedeutsame Gestalt und der ruhige klare Blick seines Auges fielen Bilhilden auf und nahmen sie zu seinem Vortheil ein. Sie wollte ihn fragen, ob er für die Nacht eine Herberge suche oder eines Zehrpfennigs bedürfe, aber die weibliche Sittsamkeit schloß ihr den Mund und sie richtete ihre Schritte, obgleich langsam, nach der Kapelle.

Ihr Gebet war diesmal nicht so unbefangen, wie sonst, denn unwillkührlich beschäftigte sie der Gedanke, welch ein Schicksal wohl diesen Jüngling, der unmöglich von geringer Herkunft seyn konnte, in diese Gegend gebracht haben könne. Daß er keine Schuld zu büßen habe, sondern nur ein Gelübde für die Erhaltung theurer Eltern oder Geschwister entrichten wolle, schien ihr außer Zweifel, denn er sah ja nicht aus wie einer, der ein stechendes Gewissen hat.

Beim Herausgehen aus der Kapelle überlegte sie, ob sie nicht wenigstens ein gutes Wort zu ihm sprechen sollte, und sie faßte wirklich den Vorsatz, es zu thun, aber er war verschwunden und darob betrübte sie sich fast und machte sich selbst zum Vorwurf, daß sie ihn nicht gefragt, woher und wohin?

Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrer Mutter von dem Pilgrim, und diese schalt, daß sie ihn nicht auf die Burg eingeladen. In diesem Augenblick trat ein Diener herein und meldete, es sey ein junger Pilgersmann unten, der um ein Obdach für diese Nacht bitte. Die Edelfrau befahl sogleich, ihn heraufzuführen und ihm ein Schlafgemach zu bereiten. Auch hieß sie Bilhilden, Brod und Wein herbeizuholen.

Der Pilgrim trat herein und sein Anblick überraschte die Edelfrau gar seltsam. Sie glaubte den Jugendfreund ihres Gatten, Gisbert von Thurn, der vor fünf und zwanzig Jahren nach Palästina gezogen war, vor sich stehen zu sehen. Sie fragte ihn nach Namen und Herkunft. „Mein Vaterland ist Aegypten", antwortete er, „und mein Name Kuno von Thurn."

„So ist Gisbert Euer Vater?" rief die Frau von Schoneck.

Der Jüngling bejahte es. Eben trat Bilhild herein und brachte Brod und Früchte, und ihr folgte ein Diener mit Wein. Die Edelfrau bat ihn, vor allen

Dingen sich zu erquicken und dann zu erzählen, wie es seinem Vater ergangen und warum er nicht wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Der Jüngling erzählte, wie sein Vater vor vier und zwanzig Jahren in einem Gefecht mit den Sarazenen gefangen und als Sklave nach Cairo gebracht worden. Die Liebe zur Tochter seines Herrn und die Sehnsucht nach Freiheit hatten ihn verleitet, das Christenthum zu verlassen, dem er jedoch im innersten seines Herzens fortwährend treu geblieben. Kuno war sein einziger Sohn; er hatte ihn heimlich getauft und, nachdem der Knabe herangewachsen war, ihn mit den Lehren der Christen bekannt gemacht.

„Ihr seyd also ein Christ?" unterbrach ihn die Edelfrau, der beim Anfange der Erzählung eine Zentnerlast auf die Seele gefallen war.

„Ich bin ein Christ", fuhr der Pilgrim fort, „und es war der einzige Wunsch meines Vaters, mit mir nach Deutschland zu entfliehen, und hier den Irrthum seiner frühern Jahre öffentlich abzuschwören. Nur das vieljährige Siechthum meiner Mutter hielt ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück. Doch hatte er inzwischen einen großen Theil seines Vermögens durch Kaufleute nach Marseille zu bringen gewußt. Meine Mutter starb endlich, aber an demselben Tage, da sie beerdigt wurde, überfiel ihn eine heftige Krankheit und

er hatte im ersten Augenblick die Ahnung, daß er weder genesen, noch das Land seiner Väter je wieder schauen würde. Er nahm aber von mir das Versprechen, gleich nach seinem Tode in seine Heimath zu flüchten, und dort meinen Wohnsitz zu nehmen. Er gab mir noch ein Schreiben an seine Freunde in Marseille und ein zweites an Euren Gatten, den Ritter von Schoneck, dessen Ableben ich erst von Euren Leuten erfuhr. Zugleich mußte ich ihm geloben, die Reise als Pilgrim zum heiligen Vater nach Rom zu machen, und mich dort öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Dies hab' ich denn auch treulich erfüllt. Das Glück war mir günstig auf meiner Reise, und nur zweierlei Trauriges ist mir begegnet: die Burg meines Vaters fand ich in einen Steinhaufen verwandelt, und Euren Eheherrn bei den Todten."

Als die Edelfrau den Brief an ihren verstorbenen Gatten öffnete, kamen ihr Thränen in die Augen, und Bilhild verhüllte sich das Antlitz. Aus dem Schreiben ergab sich, daß Kuno's Vater bei seiner Abreise nach dem gelobten Lande einen großen Schatz vergraben und daß sein Freund, der Ritter von Schoneck einzig um das Geheimniß wußte. Diesem sollte auch der Schatz als Eigenthum zufallen, wenn jener, nach einem Verlauf von zwanzig Jahren, nicht zurückgekehrt seyn würde. In dem Brief hieß es unter Andern: „Der eiserne Topf, den

wir in der grausigen Wetternacht vor meinem Abschied am See vergraben, ist Dein, weil die zwanzig Jahre längst um sind und mein Sohn reich genug ist, und Du selbig Geld nöthiger brauchen wirst. Wenn Dir der Himmel inzwischen eine Tochter geschenkt hat, die meinem Kuno ansteht, so wär's mir gar lieb, er nähme sie zur Hausfrau."

Die Edelfrau hatte die letzten Worte des Briefes still für sich gelesen, allein Kuno und Bilhild konnten den Inhalt leicht aus dem Anfang der Stelle errathen. Beide geriethen in nicht geringe Verlegenheit, aber der Jüngling faßte sich schnell und sagte: „Edle Frauen, wenn ich eine Zeit lang in Eurer Nähe gelebt habe, so werdet Ihr urtheilen können, ob der Wunsch meines Vaters einige Ueberlegung verdiene."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, um Bilhilden eine größere Verlegenheit zu ersparen. Ihre Mutter hatte indessen wenig auf die Rede des Ritters geachtet, denn in ihrer Seele stiegen jetzt seltsame Gedanken und Ahnungen auf. Ihr Gatte war oft an den See gegangen, dort Fische oder wilde Enten zu fangen, vermuthlich aber mehr in der Absicht, sich zu versichern, ob der Schatz nicht entdeckt und geraubt worden. Dieser Umstand schien mit seinem plötzlichen Verschwinden zusammenzuhängen. — Im düstern Nachsinnen mochte sie wohl eine Stunde fast unbeweglich

gesessen haben, als Bilhild, welche unterdessen das Haus besorgte, sie zum Nachtessen rief. Bei Tische schlug Kuno vor, nach dem verborgenen Schatz zu suchen, was freilich seine Schwierigkeiten hatte, indem der See von großem Umfang war; doch wurde beschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen.

In der Frühe des nächsten Morgens begab sich Kuno an den See, um vorerst die Gelegenheit desselben auszukunden. Seine Ufer waren größtentheils flach, und von allerlei Gesträuch und Wasserpflanzen bedeckt. Nur gegen Osten stieß er an einen Vorhügel, aus dessen Gestein eine Quelle herabrieselte. Da und dort lagen große Felsstücke, mit Moos und Farrenkraut bewachsen. Eines davon stand aufrecht, an ein anderes gelehnt, was ohne Zweifel durch Menschenhände geschehen seyn mußte. Indem der Pilgrim die Stelle aufmerksam betrachtete, kam der seltsame Fiedler daher, starrte den Fremden einige Augenblicke an, nahm seine Geige und ras'te darauf in den schneidendsten Mistönen. Kuno wußte nicht, was er aus der Erscheinung machen sollte. Wohl hatte der Mann den Blick und die ganze Art eines Wahnsinnigen, doch schien auch seine Brust ein nagender Kummer zu verschließen, um sein scheues Auge Hinterlist zu fürchten. Er hörte plötzlich mit seinem tollen Spiel auf, schaute ängstlich umher, ob nicht noch andere Menschen in der Nähe seyn möchten, legte als-

dann den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und deutete mit der linken auf den Fleck, welchen Kuno nachdenkend betrachtet hatte. Der Jüngling wurde durch diese Gebehrde auf's höchste überrascht. „Mann", sagte er zu dem Fiedler, „gibt es hier ein Geheimniß, wozu Du den Schlüssel hast?"

Der Fiedler lachte gräßlich, sprang an den Rand des Sees und langte aus dem Schilf einen eisernen Topf hervor, und warf ihn dem Pilger vor die Füße. In diesem Augenblicke schien ihn eine tödtliche Angst zu befallen; er blickte nach allen Seiten umher, und entfloh so eilig, daß Kuno seine Spur gar nicht mehr gewahr wurde. Er wußte den wundersamen Auftritt gar nicht zu deuten; ein furchtbares Geheimniß schien hier obzuwalten, und des Jünglings Herz erbebte vor der Enthüllung. Er verbarg den eisernen Topf wieder im Dickigt und kehrte nach Schoneck zurück, um die Sache mit der Edelfrau zu überlegen. Dort waren inzwischen Jörg und Ulrich von der Elsterburg angekommen und hatten sich als Gäste auf den Mittag gemeldet. Die schöne Bilhild hatte in aller Unschuld dem Junker seine Ruhe geraubt, und er war fest entschlossen, die Pein der Ungewißheit nicht länger zu dulden, sondern es auf ein klares Ja! oder Nein! ankommen zu lassen. Auch der Vater schien die Verbindung zu suchen, ob-

gleich er reich und geizig und auf Schoneck nichts zu holen war.

Als Kuno hörte, daß Fremde da seyen, ging er in die Gesindestube und ließ sich da mit einigen alten Knechten in ein Gespräch ein. Er fing vom gelobten Lande an, und vom Grab des Erlösers, wußte aber bald nach Schoneck einzulenken und auf den verstorbenen Ritter zu kommen. Die Umstände, welche er jetzt vernahm, gaben ihm allerdings einiges Licht, allein gar Vieles blieb noch dunkel und und ungewiß. — Er suchte jetzt Gelegenheit, die Edelfrau noch vor Tische allein zu sprechen, und bat sie, ihn bei den Gästen für einen schlichten Pilgersmann gelten zu lassen. Als einen solchen stellte sie ihn denn auch beiden Rittern beim Mittagsessen vor, und Kuno's ernste, schwermüthige Gebehrde diente ihrer Aussage zur Bestätigung. Junker Ulrich war einzig mit der schönen Bilhild beschäftigt, aber der Alte faßte den Pilgrim scharf in's Auge, und je länger er ihn betrachtete, desto weniger mochte er sich einer bangen Ahnung erwehren.

„Weß Landes seyd Ihr?" fragte er den Jüngling.

„Ich bin aus Aegypten."

„Also ein Heide?" fiel Ritter Jürg ein.

„Nein, ich bin ein Christ."

„Und was bringt Euch nach Deutschland?" forschte Jener weiter.

„Mein Schicksal. Der Mensch geht nicht immer den Weg, den er will, sondern den er gehen muß.“

Das Zwiegespräch dauerte noch eine Weile. Die Antworten des Pilgers hatten fast durchaus etwas Räthselhaftes, worüber der alte Ritter stutzig ward. Um seine Verlegenheit zu bergen, leerte er fleißig seinen Becher und gerieth zuletzt in eine drollige Lustigkeit. Auch seinen Sohn hatte der Wein und Bilhildens freundliches Wesen recht lebendig gemacht; er gab eben seinem Vater einen Wink, die Werbung um die Hand des Fräuleins jetzt vorzubringen, als plötzlich die Thür des Gemachs sich öffnete, und der närrische Fiedler hereintrat. Sein Gesicht hatte etwas Starres und Todtenähnliches, und ein Kranz von Tannenzweigen um das Haupt gab ihm ein wunderliches und grauenvolles Ansehen. Er verbeugte sich vor den Anwesenden und fing dann zu spielen an, erst in weichen, schmelzenden Trauertönen, hierauf aber wild und kreischend, den heulenden Stimmen im Walde beim Orkan ähnlich.

Die beiden Ritter von der Elsterburg schracken zusammen, als sie des Fiedlers ansichtig wurden, und eine Grabesblässe überzog ihr Gesicht; dem Pilger war dies nicht entgangen. Lange konnten sie kein Wort hervorbringen, endlich zwang sich Ritter Jörg zu einem verzerrten Lachen und sagte: „Lebt der tolle Andreas noch! Ich dachte, die Vögel des Himmels hätten ihn längst aufgespeist.“

„Wie das?“ fragte Kuno.

„Ei nun“, antwortete der Alte, „dieser Mensch da ist der Sohn meines Thurmwarts, und diente mir viele Jahre, da auf einmal wurde er irre und verschwand und hielt sich meistens in den Wäldern auf. Ich habe seit lange nichts mehr von ihm gehört und meinte, er sei irgendwo verunglückt.“

Bilhild füllte jetzt einen Becher mit Wein und brachte ihn dem Fiedler, der sich unbeweglich an einen Thürpfosten anlehnte. Er schüttelte den Kopf, legte die Hände kreuzweis auf die Brust, verneigte sich vor der Jungfrau und entfernte sich hierauf eiligen Schrittes. Ritter Jörg wollte den Eindruck dieser Erscheinung gern verwischen und die Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Er stand daher vom Tisch auf und bat die Edelfrau, mit ihm in ein Fenster zu treten. Sie folgte ihm zögernd, und Bilhild, welche seine Absicht ahnen mochte, verließ das Gemach. Der alte Ritter gab der Edelfrau den Wunsch zu erkennen, die Hände ihrer Tochter und seines Sohnes zu vereinigen. Sie erschrack, ob ihr gleich der Antrag nicht unerwartet kam, und da es ihr von jeher in seiner Nähe unheimlich gewesen, und sie seine tückische Gemüthsart fürchtete, so hatte sie nicht den Muth, Nein zu sagen, sondern verlangte blos Bedenkzeit für ihre Tochter. Der Ritter konnte dagegen nichts einwenden. „Nun denn“, sagte er, „in vier Tagen will ich mir die Antwort holen.“

Er winkte zugleich seinem Sohne, und beide beurlaubten sich.

Die Edelfrau eilte nun, sich vor allen Dingen mit Kuno zu berathen. Sie fand ihn mit Bilhild im Garten, wo sich beide ihre Muthmaßungen über den heutigen Vorfall mittheilten. Sie erzählte, was der alte Ritter im Fensterbogen zu ihr gesprochen. — Bilhild stieß einen Schrei des Entsetzens aus und hing sich um den Hals ihrer Mutter. Kuno's Augen erglänzten vor Zorn und Muth. — Er hob die Rechte zum Himmel und rief: „Ich schwöre, eher unterzugehen, als zuzugeben, daß diese Taube ein Raub des Geiers werde. — Edle Frauen", fuhr er fort, und wendete sich zu Bilhilden und ihrer Mutter, „edle Frauen, vertraut Gott und mir! Es zieht ein wunderbarer Faden durch die Begebenheiten der Menschen hin, und wer ihm zu entrinnen meint, der verwickelt sich darin. — Er bat sie hierauf, ihm ein Paar vertraute Knechte zu geben. Mit diesen wollte er um Mitternacht an den See gehen und dort nachgraben an der Stelle, die ihm der tolle Fiedler bezeichnet hatte. „Es ist nöthig", sagte er, „uns über das Schicksal Eures Gatten so viel Licht zu verschaffen, als wir können. Eine Spur führt hier auf die andere." Die Edelfrau überließ alles der Klugheit ihres Gastes, nur Bilhild machte einige Einwendungen gegen das Graben um Mitternacht. Sie meinte, es könne Gefahr dabei seyn.

„Fräulein", versetzte Kuno", erinnert Euch des Sprüchleins: Wer recht thut, der wandelt in Gottes Hut!"

Sie schlug die Augen etwas beschämt nieder und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen.

Die Anstalten wurden verabredet, und gegen die Mitternachtsstunde wanderte Kuno, nebst zwei rüstigen Männern, die mit Grabscheiten versehen waren, an den See. Der Mond leuchtete hell und kein Lüftchen spielte in dem Geblätter der Bäume. Die zwei Knechte gaben sich alsbald an die Arbeit, und sie hatten kaum einige Schuhe tief gegraben, als sie auf Todtengebeine stießen, zwischen denen ein altes Schwert lag. Kuno nahm das Schwert und hieß die Gebeine wieder mit Erde bedecken. Hierauf nahm er von den Männern einen Eid, daß sie von allem, was sie hier gesehen, Niemanden etwas entdecken wollten, bis er sie dazu auffordern würde.

Kuno zweifelte keinen Augenblick, daß es die Ueberreste des Ritters von Schoneck seyen, welche er gefunden. Das Schwert konnte vollends Aufschluß darüber geben, und die Edelfrau erblickte es kaum, als sie mit dem Schrei: „Herr Gott! sein Schwert!" besinnungslos zu Boden sank. Man brachte sie bald wieder zu sich, doch war sie sehr angegriffen und mußte zu Bette gebracht werden. Bilhild's Schmerz war nicht minder groß, als den ihrer Mutter, doch trug sie den Schlag

mit größerer Fassung. Erst am zweiten Tage konnte Kuno mit der Edelfrau die Sache besprechen, und er eilte in den Garten, wo er die Frau von Schoneck und ihre Tochter in großer Unruhe fand. Er bat sie, die Auflösung des vielfach verschlungenen Knotens ihm ganz allein zu überlassen. Bilhild schaute ihn besorgt an, und in ihrem Auge war zu lesen, daß sie für sein Leben bange. Er fühlte dies in seinem Innersten, und sagte freudig gerührt: „Der Mensch kann zwar für nichts stehen, doch hier ist schon Lichts genug, um keinen Mistritt im Dunkeln zu thun."

Er ging noch denselben Abend im Zwielicht an den See und nahm einen Knecht mit, ließ das Grab noch einmal öffnen, langte den eisernen Topf aus dem Gestripp hervor, legte den Schädel des Ritters von Schoneck hinein und ließ den Topf durch den Knecht auf die Burg tragen, wo er ihn auf seinem Gemach verbarg. Des andern Tages erhielt die Edelfrau von unbekannter Hand ein Brieflein, worin sie gewarnt wurde gegen einen argen Anschlag des Ritters von der Elsterburg. Sie gerieth in große Angst und suchte bei Kuno Rath. Als sie eben mit einander in einem Fenster standen und im lebhaften Gespräch begriffen waren, sprengte der Ritter Jörg mit seinem Sohn Ulrich über die Zugbrücke. Der Edelfrau wurde das Blut zu Eis bei diesem Anblick und ihre Kniee wankten. Kuno hieß sie je-

doch ruhig seyn. Sie sollte die Ritter freundlich empfangen und sie mit ungewissen Worten hinzuhalten suchen.

Sie that sich Gewalt an und bewillkommte die unwillkommenen Gäste, welche übrigens wenig Umstände machten, und ohne weiteres die Hand der schönen Bilhild verlangten. Die Edelfrau wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte; indem trat Kuno in's Gemach, und ihnen folgte ein Diener mit dem eisernen Topf, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt war. „Edle Frau", hub er an, „und ihr ehrenvesten Rittersmänner, erlaubt mir einen kleinen Scherz, da heute doch ein Tag der Freude werden soll. Im Morgenlande, wo ich geboren bin, ist es Sitte, dem, der um ein Mägdlein wirbt, ein Räthsel aufzugeben, und so er es nicht lösen kann, so darf er erst nach vier Wochen wieder kommen, und seine Werbung zum zweitenmale vorbringen. Der gestrenge Junker Ulrich freit um die schöne Bilhild, und da möchte ich ihm denn auch ein Räthsel vorlegen. Wenn Ihr's errathet, so ist der Topf Euer mit Allem, was darin ist."

Der alte Ritter brummte finster in den Bart, sein Sohn aber fing zu lachen an, und meinte, einen kleinen Spaß könne man gleichwohl mitmachen. „Nun so laßt Eure Weisheit hören, Herr Pilger", rief er gar selbstgefällig.

„Mein Räthsel heißt:

Was jaget neben dem Ritter wohl
Ueber Stein und Hecken wild und toll?“

„Sein Schatten, sein Schatten“, schrie Ulrich, „der Topf ist mein.“ — Indem er auf den Tisch zuging, sich seines Gewinnstes zu bemächtigen, klirrte die Thür auf und der närrische Fiedler trat herein, und fing zu spielen an. Der alte Ritter fluchte und warf ihm grimmige Blicke zu. Dieser ließ sich nicht irren und spielte fort in sanften, traurigen Tönen. Junker Ulrich nahm inzwischen das Tuch vom Topfe weg, fuhr aber mit einem Ausruf des Entsetzens zurück, als er hineinsah. Die Edelfrau erblaßte — der alte Ritter stürzte grimmig auf den Tisch zu und warf den Topf zur Erde, daß der Todtenschädel bis an die Thür kollerte.

„Kennt Ihr dieses Haupt?“ rief Kuno mit schrecklicher Stimme den beiden Rittern zu. „Es ist das Haupt von Billhilden's Vater.“

„Das lügst Du, Bube, schrie der Alte“, und zog sein Schwert. Kuno warf im Augenblick das Pilgergewand ab und stand da in reicher prächtiger Kleidung. Ritter Jörg und sein Sohn starrten ihn mit großen Augen an.

„Ich klage Euch des Mordes an und des Raubes“, begann Kuno mit flammenden Blicken. Der Alte drang auf ihn ein — der Jüngling hob ihm den Todtenschä-

del entgegen. — Ein Zagen überfiel die Ritter von der Elsterburg — sie verließen das Gemach — mit wüthender Gebehrde stürzte der Fiedler ihnen nach, zog ein Messer und durchstach den Alten, daß sein Blut die weite Treppenhalle besprützte. Ulrich nahm die Flucht. Ein gewaltiger Tumult erhob sich auf der Burg. Die Edelfrau war in Ohnmacht gesunken, Kuno und Bilhild eilten, ihr beizuspringen. Aber unten an der Treppe lag im Todeskampf Jörg von der Elsterburg, und neben ihm stand der Fiedler und spielte ihm ein schreckliches Sterbelied.

Junker Ulrich überließ seinen Vater der unsichtbaren Hand, die so furchtbar über ihm waltete, denn ihn selbst trieb ein böser Geist. Bleich und in gräßlicher Angst langte er auf der Elsterburg an, ließ die Brücke aufziehen, die Knechte unter Waffen treten, stellte Späher auf die Warten und verschloß sich hierauf in ein entlegenes Gemach. Seine Leute schüttelten die Köpfe und raunten sich allerlei bedenkliche Vermuthungen in's Ohr. Die Nacht brach herein, Todtenstille herrschte auf der Burg; der Junker hatte tiefe Stille geboten, weil jedes Geräusch ihn aufschreckte wie eine Mahnung vom Gericht des Unsichtbaren. Die Glocke verkündete Mitternacht, da plötzlich ließ sich der tolle Fiedler hören. Er spielte ein Begräbnißlied und stimmte manchmal dazwischen ein gräßliches Gelächter an. Einige

Knechte gingen hinaus und wollten ihm ein Leid zufügen, aber der Junker rief ihnen aus dem Fenster herab zu: „Laßt ihn, laßt ihn, ihr wißt nicht wer ihn sendet.“

Todtenblaß und vom Fieberfrost geschüttelt, warf er das Fenster zu und eilte zum Burgkaplan und vertraute diesem das furchtbare Geheimniß seiner geängstigten Seele. Er hieß ihn hierauf nach Schoneck gehen, und der Kaplan that, wie ihm sein Herr befohlen. Noch ehe der Tag graute, machte er sich schon auf den Weg. Auf der Burg Schoneck war noch Alles in großer Verwirrung, als er dort ankam. Die Edelfrau ließ ihn gleich vor und er gab Bericht von dem, was ihm aufgetragen war.

„Edle Frau“, sagte er, „ich komme von einem armen sündigen Menschen, der seine Rechnung mit dem Leben abschließen möchte. Allein Ihr habt dabei die Hauptstimme. Euer Eheherr, dem Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, hatte am See einen Schatz vergraben. Der alte Ritter von der Elsterburg merkte etwas von dem Geheimniß und lauerte auf die Schritte und Tritte des Ritters von Schoneck, der manchmal an den Ort ging, wo das unglückliche Gold lag und sich dort ohne Zweifel umsah, ob auch noch Alles rein sey. Der Ritter Jörg, als er dies bemerkte, nahm seinen Sohn und einen Knecht und ging vor Tagesanbruch hinaus an die Stelle; sie gruben und fanden einen eisernen Topf

mit Gold gefüllt. Wohl mochte ihnen das Herz darob lachen, allein die Lust nach fremdem Gute sollte ihnen zum schrecklichen Verderben gereichen. Im Augenblick, da sie den Topf in Sicherheit bringen wollten, führte das Schicksal Euren seligen Eheherrn, den Ritter von Schoneck, daher. Es kam schnell von Worten zur That. Der alte Ritter und sein Sohn warfen Euren Eheherrn in den See, wo er ertrank. Nachts darauf zogen sie den Leichnam, der im Schilfe lag, heraus und begruben ihn. Der Knecht, der dies mit ansah, wurde von Stund' an wahnsinnig aus Entsetzen. Dies ist der tolle Fiedler, den Ihr kennt."

Die Edelfrau hatte kaum Kraft genug gehabt, das Ende der Erzählung anzuhören. Ihre Lebensgeister entflohen und sie sank ohnmächtig zu Boden. Auf das Geschrei des Geistlichen eilten Kuno und Bilhild herzu; man brachte sie bald wieder zu sich und nach einer Viertelstunde hatte sie wieder Fassung genug, den Antrag des Kaplans zu vernehmen.

„Den Vater hat Gott gerichtet", sagte dieser, „der Sohn aber will freiwillig büßen und der Welt entsagen. Sein Vorsatz ist, nach Rom zu pilgern und dort in ein Kloster zu gehen. Doch sagt er, sein Leben sey Euch verfallen, und so Ihr es wolltet, so müsse er sein Haupt auf das Blutgerüst tragen."

„Möge Gott sich meiner erbarmen, wie ich mich

des Unglücklichen erbarmen!“ rief die Edelfrau. „Sagt ihm, daß er hinziehe und büße und auf den hoffe, der zu strafen und zu verzeihen weiß.“

Kuno und Bilhild wußten den Sinn dieser Rede nicht ganz zu deuten; sie sahen die Mutter fragend an.

„Ihr sollt Alles erfahren“, sagte die Edelfrau, „und zwar jetzt in dieser Stunde, denn in mich ist eine Kraft gekommen und eine Ergebung, wie von oben.“

Nachdem der Kaplan sich entfernt hatte, erzählte sie ihnen den ganzen Vorgang und machte ihnen zugleich ihren Entschluß kund, auf der Stelle, wo ihr Gatte ermordet worden, ein Kirchlein und eine Klause zu bauen und daselbst ihr Leben zuzubringen.

Diesem Vorsatze blieb sie treu. Als das Kirchlein und die Zelle gebaut waren, legte sie Kuno's Hand in die Hand ihrer Tochter, und der Tag, an welchem beide den Priestersegen empfingen, war der letzte, den sie auf Schoneck zubrachte. Sie bezog die Klause und entschlief dort nach wenig Jahren in den Armen ihrer Kinder.

52. Das Windspiel.

In einem wilden, einsamen Thale des Schwarzwaldes sieht man noch die Ruinen der alten Burg Schar-

fenstein. Längst erloschen ist der Name dieses Geschlechtes, und von seinem schauerlichen Untergang hat sich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenstein hatte die schöne und fromme Agnes von Staufen zur Hausfrau gewählt. Die Heftigkeit seiner ersten Liebe verlor sich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er sich noch Gewalt an, und wenn er den stillen Kummer seiner Gattin sah, und das freundliche Lächeln, womit sie denselben zu verbergen suchte, wurde er oft wirklich gerührt und schloß sie in seine Arme, aber sein Herz blieb eine todte Asche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte aus Mitleid eine edle Jungfrau zu sich genommen, die Rotlinde hieß und eine arme Waise war. An Schönheit mochte sie sich mit Agnes nicht vergleichen, aber sie besaß gar viel Einnehmendes in ihrem Wesen, und ihre lebhafte Gemüthsart und ihre blühende Farbe gewannen bald Diether's Neigung. Das Mägdlein kam ihm Anfangs auf halbem Weg entgegen, allein sie zog sich zurück, sobald er zudringlicher wurde. Durch dieses leichtfertige Spiel fachte sie seine Leidenschaft zur wilden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß seines Glückes in seiner Hausfrau zu finden meinte, so wurde er gegen diese mit jedem Tage mürrischer und härter, und sie durfte sich keines freundlichen Wortes oder Blickes mehr von ihm erfreuen.

Agnes duldete und schwieg. Auch fand sich Niemand auf Diether's Burg, dem sie ihr Leid hätte klagen mögen; da sie aber fromm war und Gott vertraute, so stellte sie diesem ihr Schicksal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen gaben ihr immer wieder Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerholt mit Namen, der Agnesen's Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgesind, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, fing nun auch an, sie zu vernachlässigen, und ob sie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo sie hätte befehlen können, so wurde doch wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerholt, der dieses alles wahrnahm, zürnte und grämte sich heimlich darob, und erzeigte Agnesen die größte Aufmerksamkeit, und leistete ihr häufig die Dienste, die das Hausgesinde ihr versagte. Während sie der Messe beiwohnte, stellte er die schöne Jahreszeit über täglich ein Gefäß mit den schönsten wohlriechendsten Blumen auf ihren Tisch und trug ihr die Speisen auf's Gemach, denn sie vermied, mit ihrem Eheherrn an einen Tisch zu gehen, weil sie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig sey.

Gerholt's Mitleid war schon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber diese Liebe war rein und ohne

Beimischung eines sträflichen Verlangens. Agnes kam ihm fast vor, wie eine Heilige, und wenn ihm später das Geheimniß seiner Brust auch nicht mehr verborgen blieb, so erlaubte er sich doch keinen andern Wunsch, als daß sie einst im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwischen Diether und Rotlinden war es indeß zu einem Verständniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren sie kein Hehl hatte, und von dem Gesinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die des Burgherrn. Auf ihr Anstiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlassen und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herabträufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmlischen Geduld, und auf ihrem Antlitz leuchtete eine Ruhe, die Rotlinden unbegreiflich vorkam. Sie fing an zu fürchten, Diether's Herz möchte dadurch gerührt und zuletzt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin sagen, sie sollte sich entschließen, in ein Kloster zu gehen, oder viel Schlimmeres gewärtigen.

Agnes erschrack ob dieser Worte und wurde für ihr Leben besorgt; sie entfloh noch in selbiger Nacht

mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windspiel, welches sie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einsamkeit gewesen war.

Als am Morgen Agnesens Flucht auf der Burg ruchbar wurde, entstand mancherlei Gerede. Im Herzen gab fast ein Jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Keckheit, ihre Meinung zu sagen. Rotlinde war außer sich vor Wuth; sie hatte sich geschmeichelt, Agnes würde in ein Kloster gehen und ihr alsdann der Ritter seine Hand geben können, allein dieses plötzliche Verschwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schicksal der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerholt. In der quälenden Angst um sie erkannte er die Gewalt seiner Liebe. Gern wäre er ihr nachgeeilt, um sie gegen Gefahren zu schützen, allein er durfte es nicht wagen, ohne sie der größten Gefahr auszusetzen. Er ging auf die Gemächer, welche sie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Gestalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräth durch sie geweiht erschien, wo sie geduldet, geweint, gebetet hatte. „Ach", seufzte er, „wie gern wollte ich auf Alles in der Welt verzichten, wenn ich hier in diesem kleinen abgeschiedenen Raume mit ihr leben dürfte!" Er hing lange diesen freundlichen Träumen nach, aber zuletzt gewann die Pein über ihren

Verlust und die Angst um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Rast und Ruhe finden sollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgthor, da sprang plötzlich Agnesens Windspiel an ihm hinauf. Er schrack freudig zusammen, denn er glaubte sie in der Nähe, aber so weit er auch das Auge schweifen ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier, bei aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas Unstätes und Schüchternes, und verlor sich nach wenig Augenblicken in die Burg. Gerholt wußte nicht, wie er die sonderbare Erscheinung deuten sollte. Agnes mußte todt seyn, weil sonst das Windspiel sie nicht verlassen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinselt, noch sich sonst kläglich gebehrdet. „Ha!" rief er nach einigem Nachsinnen, „es hat seine Gebieterin im Unglück verlassen; das Thier hat die Untreue von den Menschen gelernt!"

Sein Herz war jetzt mit Bitterkeit erfüllt, und er beschloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu seinem Vater zurückzukehren und mit dessen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieses Vorhaben beschäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er sich vom Lager auf und trat an's Fenster. Das Burgthor

wurde eben geöffnet, und in diesem Augenblicke lief das Windspiel wieder herein und über den Hof nach dem Frauenhause, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brot im Maule zurück, und rannte stracks zur Pforte hinaus. Gerholt eilte nach, voll seltsamer Ahnungen. Als er aber in's Freie kam, war keine Spur von dem Thiere zu entdecken. Er erschöpfte sich in allerlei Muthmaßungen und beschloß, aufzumerken, ob es wiederkommen würde. Aber umsonst stand er den ganzen Tag über auf der Lauer; die Sonne neigte sich bereits, und kein Windspiel ließ sich sehen. Gerholt streifte düster und in sich gekehrt über die Haide hinaus nach dem Saume des nahen Gebirges hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus sprang das Windspiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortsetzen. Gerholt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forste hin. Der Hund schien ihn zu verstehen und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen es den Jüngling führte, war rauh und ungebahnt, und Gerholt mochte kaum eine Stunde weit gegangen seyn, als die Dunkelheit der Nacht die Gegenstände umher kaum mehr unterscheiden ließ. Er befand sich jetzt am Fuße einer ziemlich schroffen, nackten Bergwand, an

welcher das Windspiel hinaufzuklettern anfing, und besann sich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen solle. Die Hoffnung, Agnesen zu finden, verscheuchte bald jede Bedenklichkeit, und ohne der Mühe und Gefahren des Weges zu achten, erstieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblicke, als eben der Mond aufging und die schweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter sich erblickte er jetzt ein enges mit finstern Tannen bewachsenes Thal, durch dessen Krümmungen sich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlicht hinschlängelte. Ein wenig betretener Fußsteig führte in das Thal hinab, wohin das Windspiel in fröhlichen Sprüngen seinen Weg nahm. Gerholt folgte seinem Führer bis fast in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn sie sich in diesem Zufluchtsort befänden, durch die plötzliche Erscheinung eines Menschen, der ihnen im ersten Augenblick unbekannt war, in Schreck und Angst versetzt werden müßten, und er beschloß, seine Gegenwart Agnesen auf eine minder schreckhafte Weise kund zu thun. Er setzte sich auf einen Stein und sang folgendes Lied, welches sie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

„Junge, schöne Hirtenmaid,
Bist wohl nicht bei uns geboren?
Gehst so einsam auf der Haid',
Hast wohl Deine Heerd' verloren?“

„Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelsbogen.
Jüngling, Deiner Sehnsucht Weh'
Hat mich zu Dir hingezogen.“

„Schöne Maid ich geh' mit Dir,
Aus der Heimath ohne Grämen,
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?“

„Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles And're mußt verlassen!
Bringst Du Irdisches dahin,
Müssen alle Stern' erblassen.“

Er hatte das Lied kaum geendet, als er unter den Bäumen im Thal eine Gestalt hervortreten sah, die er für Agnes hielt. „Ich bin Gerholt, fürchtet Euch nicht, edle Frau“, rief der Jüngling, und eilte hinab. „Gott Lob, daß Du es bist“, sagte Agnes mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windspiel den Weg zu ihr gezeigt. „Diesem treuen Thier“, sagte Agnes, „verdanken wir unsere Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Es holt uns Brot von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unsern Unterhalt und setzt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloster kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme.“

„Ach!“ seufzte Gerholt, „Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben sind zu Euren Diensten.“

Agnes wurde durch den Edelmuth des Jünglings tief gerührt; sie hob ihr thränendes Auge empor und schien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigstens einen Freund gelassen. Sie theilte hierauf ihren Entschluß mit. Einige Meilen von da, im Einsiedlerthale, lebten einige fromme Frauen als Einsiedlerinnen, zwar nach einer gemeinsamen Vorschrift, aber durch kein Gelübde gebunden. Dorthin wollte sie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch sollte sich Gerholt erst bei den Frauen erkundigen, ob man sie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, so machte sich der Jüngling alsbald nach dem Einsiedlerthale auf und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geschlafen hatte. Die Vorsteherin hörte freundlich seine Botschaft an und willigte in sein Begehren mit Herzlichkeit. Sie setzte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der sich zwischen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hinzog, und nachdem er sich erquickt und ausgerastet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne sank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und sich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das

Gewinsel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menschenstimme. Eine schreckliche Ahnung durchschauerte sein Herz: er verdoppelte seine Schritte und sah jetzt das Windspiel, welches am Eingange der Höhle mit Stricken an einen Baum gebunden war und bei seinem Anblick ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agnesens treue Magd auf den Boden hingestreckt und an Händen und Füßen gebunden. Gerholt's Blut gerann zu Eis. „Um Gotteswillen!“ rief er, „was ist vorgefallen? Wo ist Agnes?“

Die Magd vermochte Anfangs nur unzusammenhängende Worte hervorzubringen. Gerholt zerschnitt mit seinem Schwert ihre Stricke, und sie gewann allmählich so viel Besonnenheit, um den Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beiden Frauen gebunden und Agnes mit sich fortgeschleppt. Das Windspiel vertheidigte seine Gebieterin mit Wuth und verwundete zwei von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein Dritter, welcher der Anführer der übrigen zu seyn schien, gebot, es bei Leben zu lassen und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thieres gefiel ihm und er wollte es bei seiner Rückkehr mitnehmen und an sich gewöhnen. „Ach!“ setzte die Magd hinzu, „sie werden wiederkommen und mich tödten oder in's Burgverließ schleppen.

Auf Gerholt's Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Bescheid zu geben. Das Windspiel fing auf's Neue zu winseln an. „Dich hätt' ich beinahe vergessen", sagte Gerholt, indem er es frei machte, „und am Ende bist Du der beste Kundschafter, den ich finden kann." Er wollte sich hastig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd erhob flehend ihre Hände und beschwor ihn, sie doch nicht einem schrecklichen Schicksale Preis zu geben. „Ich kann Dich nicht ohne Hülfe lassen", antwortete der Jüngling, „und doch fordert mein Geschäft die größte Eile." Nach kurzem Nachsinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thal eine Mühle liege, dahin beschloß er, die Magd einsweilen zu bringen und sie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle schienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der unglücklichen Magd Schutz zu geben, und versicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindseligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloster gehöre und im Bann derselben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und seine Familie keine Auskunft geben. „Was gilt es", sagte der alte Vater, „die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg, in Sicherheit gebracht." Gerholt

erinnerte sich dieser Burg, von welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach haus'ten Berggeister darin, und Niemand wagte sich leicht in die Gegend. Er ließ sich von dem Müller den nächsten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdoppelten Schritten. Gegen Abend erhob sich ein fürchterlicher Sturm, schwarze Nacht hing vom Himmel herab, und durch den alten Forst drang ein Geheul und Geächz, wie von tausend Geisterstimmen. Gerholt verlor den Pfad und das Windspiel drängte sich zagend und winselnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Orkan hatte ausgetobt, aber es folgte ein schrecklicher Regenguß, und Gerholt mußte Schutz auf einem Baume suchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die kostbaren Augenblicke, hob die Hände empor und flehte zu Gott, daß er seinem guten Werke Beistand schenken möge. Sein Gebet schien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte sich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Gerholt wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, aber er dachte in seinem frommen Sinn: „Wenn der Herr will, daß ich sie rette, so wird er mich auch führen", und schlug den Weg zur Rechten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieser aus dem Gebirge in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem

Hügel eine Kapelle mit einer Mauer umgeben und neben der Kapelle den Schimmer eines Lichtes. Er ging darauf zu, in Hoffnung Jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gegend würde geben können.

Beim Eingang durch das zerfallene Thor, neben welchem ein steinernes Kreuz sich erhob, sah er, daß er sich auf einem Kirchhofe befand; die Gräber waren meist eingesunken und mit Unkraut und Dornen überwachsen. Neben der Kapelle war ein Mann beschäftigt, beim Schein einer Laterne, die auf einem umgestürzten Grabstein stand, ein Grab zu graben. Dem Jüngling kam diese Arbeit zu nächtlicher Zeit seltsam vor. Er ging zu dem Mann und fragte ihn, für wen das Grab sey? „Ohne Zweifel für einen müden Leib", antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof sieht aus, als ob er seit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwei benachbarten Dörfern, die seit fünfzig Jahren zerstört sind.

Gerholt. Du bist also hergekommen, um die Todten zu berauben?

Der Mann. Mein Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß sie alle dort im Beinhause neben der Kapelle sich regten und mir die ruchlose That gesegneten.

Gerholt. Aber wer soll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte sich auf seine Schaufel, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und erzählte: er sey ein armer Köhler und wohne eine halbe Stunde von da, am Eingange des Forstes. Gegen Abend sey ein fremder Knecht zu ihm gekommen und habe ihm geheißen, ein Grabscheit mitzunehmen und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlassenen Friedhof geführt und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

„Und wo ist der Knecht?" fragte Gerholt, indem eine schauerliche Ahnung sein Innerstes durchbebte. „Vor einigen Augenblicken ging er fort", antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberstück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig seyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabscheit dazulassen und so mir mein Leben lieb sey, keinem Menschen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!" setzte er seufzend hinzu, es ist wohl ein Erschlagener, dessen Leichnam hier verborgen werden soll! Aber die Sterne sehen es, wenn ich auch schweige. Gute Nacht, Herr!" Mit diesen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerholt zweifelte nicht mehr, daß es Agnesens blutiger Leichnam sey, welchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmerz und Wuth tobten furchtbar in seinem Innern. „Kommt nur", rief er, indem er das Schwert

zog und es gen Himmel hob, „kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier über den Gebeinen der Todten, und im Angesicht des Richters dort oben."

So stand er eine Weile und starrte düster in die Nacht hin; da drehte sich das Windspiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murren an; den Jüngling durchzuckte es, wie ein Blitz; er besänftigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit sich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen. Gerholt schaute vorsichtig hinter einem Pfeiler hervor. Zum Thor herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie sprachen einige Worte, die er nicht verstehen konnte, aber zugleich kam es ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Gestöhn.

Die Männer waren jetzt auf der andern Seite der Kapelle zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzzerschneidendem Tone: „Gott im Himmel! ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen?"

Wüthend riß sich das Windspiel aus Gerholt's Hand los, wüthend stürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte standen im ersten Augenblick wie versteinert vor den Schrecknissen des Gerichts. Ihre Füße schienen in der Erde zu wurzeln, aber als

der erste von Gewaltstreichen fiel, und der zweite fürchterlich unter den Zähnen des Windspiels schrie, da ergriffen die beiden andern die Flucht.

Agnes saß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. „Gott Lob, Ihr seyd gerettet!" rief der Jüngling, und lös'te ihre Bande. „Du, Gerholt?" stammelte sie und sank ohnmächtig in seine Arme. — „Vater im Himmel!" schrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung und preßte sie an die Brust und legte seine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu sich; sie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windspiel noch immer festhielt, flehte gar erbärmlich, ihn doch von dem grimmigen Thiere zu befreien. „Wer hat Euch zur ruchlosen That gedungen", zürnte Gerholt entgegen.

„Wir sind Eigene Diether's von Scharfenstein", erwiederte der Elende, „und Alles geschah auf Befehl unsers Herrn und seiner Dirne." „Ha! und lebendig sollte sie in die Erde gescharrt werden?" rief der Jüngling. „Es war der Rath unsers Aufführers", entgegnete jener, „denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen." Agnes verhüllte sich das Antlitz bei dieser Rede, und Gerholt schwur, blutige Vergeltung auszuüben. — „Laß dem dort oben die Rache", stöhnte Agnes mit fast erloschener Stimme, „und vollende das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben."

Gerholt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen sollte, denn sie war fast unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen: da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windspiel von dem Knechte los und befahl diesem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelassen hatte und ihm nach der Hütte desselben voran zu leuchten. Der Knecht gehorchte zitternd; Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Rechten umschlang er die arme Geängstigte, und so wankte sie langsam auf dem holprichten Wege hin.

Gerholt mußte öfters stille stehen und ihr Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln. An einem Felsenbrünnlein ruhten sie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Wassers, da es aber an einem Gefäß gebrach, schöpfte der Jüngling das Wasser mit der hohlen Hand und sie schlürfte es dankbar. Während sie an dem Brünnlein saßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. Agnes schrack zusammen bei seinem Anblick. Gerholt beschwor sie, ruhig zu seyn. „Gott ist mit der Unschuld", sagte er, „hat er's uns nicht erst in dieser Stunde bewiesen?" Der Mann kam näher, sein Gesicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerholt und Agnes, deren Gestalten von der Laterne beleuchtet wurden, und ging dann plötzlich auf den Jüngling zu und ergriff seine Hand. „Gerholt, Du hier, und ist dies nicht Deine Burgfrau?" fragte er.

„Mein Vater!“ rief Gerholt, mein Vater! o Dich führt Gott hieher!“ Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was sich zugetragen. „Edle Frau“, sagte der alte Rodland, so hieß Gerholt's Vater, „edle Frau, Ihr müßt's Euch jetzt einige Tage auf meinem Hofe gefallen lassen; das Herrenhaus ist zwar klein, wie's sich für einen armen Rittersmann ziemt, dessen Vorältern zu freigebig gegen Klöster waren, aber es soll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Gesichtern fehlen.“

Gerholt äußerte einige Bedenklichkeit, denn er meinte, Frau Agnes würde dort Gefahr laufen, aber der Alte hieß ihn desfalls ohne Sorge seyn und fügte hinzu, sie würden bei der nahen Köhlerhütte einen seiner Knechte mit zwei Pferden finden; dieser sollten Agnes und sein Sohn sich bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem Knecht Diether's aber befahl er mit kurzen aber strengen Worten, ihm zu folgen.

Gerholt hätte gern gewußt, wohin sein Vater in später Nacht gehe, und warum er den Knecht mit sich nehme, aber da er die Frage thun wollte, war der Alte schon seitwärts hinter den Felsen verschwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte, wo sie eine recht herzliche Aufnahme, aber eine gar sparsame Bewirthung fanden. Frau Agnes war so entkräf-

tet, daß sie der Ruhe bedurfte; auch Gerholt's Kräfte waren sehr erschöpft, und erst mit Tagesanbruch setzten die Wanderer ihren Weg auf Rodlands Rossen fort und erreichten den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte fast zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine Menge Fragen auf dem Herzen: aber sein Vater nahm ihn alsbald bei Seite und befahl ihm, sogleich auf die Burg Scharfenstein zurückzukehren und auf Alles, was dort vorgehe, ein wachsames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Botschaft zu senden, wenn von Diether und seiner Dirne Anstalt zur Flucht getroffen würden. „Du hast nichts zu befahren", setzte er hinzu, „traue auf mein Wort."

Gerholt wäre lieber um die schöne Agnes geblieben; auch begriff er nichts von der Absicht, welche sein Vater bei seinem Auftrage haben konnte; aber er ehrte ihn zu sehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raschen Pferde legte er den Weg nach Scharfenstein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, stand eine hohe Buche. Mit Entsetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drei Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht sey. Ein stärkeres Grauen wandelte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drei rothen Siegeln in blechernen Kapseln an=

geheftet sah. Im Burghofe war es wie ausgestorben. Nur ein paar Knechte gingen bei den Ställen ab und zu, und in ihren Gebehrden war die tiefste Bestürzung sichtbar. Indem Gerholt vom Pferde steigen wollte, kam der alte Thorwart auf ihn zu und sagte mit bleichen bebenden Lippen: „Wie? Ihr kehret zurück in's Haus der Ruchlosigkeit und des Schreckens. Habt Ihr denn nicht gesehen —?"

„Wohl hab' ich gesehen", antwortete der Jüngling, „und mich schauert's noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte."

„Sie wollen diese Nacht entfliehen, er und die Dirne", fuhr der Greis leiser fort, „aber dem dort oben entgehen sie nicht."

„Entfliehen, wohin?" fragte Gerholt.

„Ueber den Rhein", erwiederte jener. „Es ist bereits ein Bote fort, um Schiffe zu bestellen."

Gerholt sah eine Weile nachdenkend vor sich hin, und wendete sich hierauf wieder zu dem Greis und sagte: „Alter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände bedeckt sind mit Blutschuld." Mit diesen Worten wendete er sein Roß und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügels, bei der schönen Buche, hielt er noch eine Weile still und betrachtete mit neuem Grauen die drei Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im schwarzen Harnisch sprengte auf Gerholt

zu und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling starrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen; da aber der Jüngling sich nicht daran zu kehren schien, öffnete er sein Visir. Gerholt erkannte seinen Vater und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. „Du warst kaum vom Hause fort", sprach der alte Rodland, „als ich schon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenstein sich zur Flucht auf diese Nacht bereite. Komm und sieh, was die Sünde ist; es kann Dir frommen auf Dein ganzes Leben." Er zog sein Visir wieder herab und stillschweigend ritten beide auf die Burg. Gertholt führte seinen Vater nach Diether's Gemach, der eben in einer sehr ernsten Unterredung mit Rotlinden begriffen war. „Hier ist ein Ritter, der Euch sprechen will", sagte Gerholt. „Wer seyd Ihr und was ist Euer Begehren an mich?" fragte Diether, indem er sich etwas betroffen zu Rodland wendete. „Mein Name thut hier nichts zur Sache", antwortete Rodland, „aber meine Botschaft ist unten am Schloßbühl in den Stamm der schönen Buche geschrieben."

Diether schrack zusammen und Rotlinde wollte mit einem Schrei das Gemach verlassen, aber Rodland gebot ihr, mit schrecklicher Stimme, zu bleiben, und sie warf sich todtenbleich in einen Sessel, und verhüllte sich das Gesicht.

Diether ermannte sich unterdessen und sein Schrecken ging in Wuth über. „Noch bin ich Herr auf meiner Burg", rief er, „und es kostet mir nur ein Wort, und meine Knechte stürzen Euch von der Mauer herab, daß Eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag."

Rodland zog einen Ring hervor, der in zwei Theile zerbrochen war, und reichte ihn Diethern und fragte, ob er den Ring kenne? „Es ist der Ring", fuhr Rodland fort, während Diether die starren Augen darauf heftete und kein Wort hervorzubringen vermochte, „es ist der Ring, welchen Ihr der edeln und frommen Agnes von Staufen am Altar gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie Ihr und die Buhldirne da diesen Ring zerbrochen habt, so wird der Faden Eures Lebens zerrissen werden."

Rotlinde schrie laut auf; Diether ging in wilder Hast auf und nieder.

„Ihr wollt fliehen", hob Rodland nach einigem Stillschweigen an; „meint Ihr den Augen und den Armen der unsichtbaren Rächer zu entfliehen? Diether, bedenkt, daß es im überrheinischen Lande auch Weiden gibt, auf welchen Stricke wachsen. Eine Hand schwebt über Eurem Haupte, und dieser mögt Ihr nimmer entrinnen. Die Zeit Eurer Ladung ist nicht um, aber Eure Flucht gilt als Geständniß Eu-

rer That und Ihr seyd verfehmt von dem Augenblick an, da Ihr Euer Roß besteigt."

„Wer kann zeugen wider mich?" rief Diether, der sich wieder zu fassen versucht hatte.

„Wo ist Agnes, Eure Hausfrau?" fragte Rodland mit düsterm Ernste? — Es erfolgte keine Antwort. „Noch einmal, wo ist Agnes?" wiederholte Rodland mit schrecklicher Stimme. „Lebendig habt Ihr sie in's Grab einscharren lassen. Weh,! weh! weh! über Dich und Deine Buhldirne!

Rotlinde bebte zurück, als sähe sie ein blutiges Gespenst aus der Erde steigen; sie wankte nach dem Fenster, riß es auf und stürzte hinab. Diether hatte sie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum seine zitternden Hände auszustrecken, die Schrecken der Rache schienen seine Füße zu lähmen.

Rodland trat an's Fenster und schaute hinab auf den zerschmetterten Leichnam. Hierauf wendete er sich zu Diether mit den Worten: „Sie hat sich selbst gerichtet! Was willst Du beginnen?"

„Mein Urtheil von Eurem Gericht empfangen", antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

„Agnes lebt!" fuhr Rodland fort, „aber das mindert Deine Schuld nicht; durch ein Wunder hat sie Gott aus dem Grabe gerettet.

Auf Diether's Gemüth machte die Nachricht von

der Rettung seiner Gattin einen gewaltigen Eindruck, er warf sich auf die Kniee, dankte Gott, daß er es so gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über seine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Ich möchte Dir das Leben zu erhalten suchen, wenn Du es der Reue widmen kannst!“

„Gott wird uns Gnade geben“, erwiederte Diether, „schon hat er seinen Thau träufeln lassen auf den dürren Felsen. Ich will zu den Karthäusern gehen und nichts mehr sprechen, als: Gedenke des Todes! Meine Burg und die Hälfte meiner Besitzungen vermache ich an Agnes, die andere Hälfte sey ein Erbe der Armen.“

Diether that, wie er gesprochen hatte. Im härenen Kleide, den Dornenstab in der Hand und eine Kürbisflasche an der Seite, verließ er die Burg, wanderte über den Rhein und ließ sich dort von den Karthäusern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bei Rodland und kehrte dann nach Scharfenstein zurück. Beim Abschied, nachdem sie schon das Roß bestiegen hatte, reichte sie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, sich zu entfernen, und sprach dann zum Alten: „Diether ist im Kloster, ich bin Wittwe und werde trauern um ihn, denn mir und der Welt] ist er gestorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, so etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine

Hand ihn glücklich machen, so bringt ihn zu mir nach Scharfenstein, wenn das Trauerjahr vorüber ist.“

Ohne Rodland's Antwort abzuwarten, ritt sie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfing die Nachricht mit unaussprechlicher Freude. Nur schien ihm ein Jahr viel zu lange für seine Wünsche, und er hoffte, die Liebe würde die Frist kürzen. Aber Agnes bestand fest auf ihrem Entschlusse, und wenn er manchmal mit seinem Vater nach Scharfenstein ritt, so sahe er sie nie, als mit schwarzverhülltem Angesichte. Nach einem Jahr legte sie die Trauer ab und reichte dem Jüngling ihre Hand und seine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Ersatz für die ausgestandenen Leiden.

Anhang
versifizirter Sagen.

1. Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern haus'te
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich;
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn sie oft vom Rheingestade
Zu dem blauen Himmel sah,
Mußte sie die Händ' erheben,
Wußte nicht, wie ihr geschah.

Einmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie den kleinen Schwestern
Mütterlich das Abendbrod.

Sieh', da kommt ein fremder Priester
Von den Bergen auf sie zu,

Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt' er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut' ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land.“

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg.“

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest Du mich auch von hier;
Schlägst Du mir die eine Backe,
Reich ich still die andre Dir.“

„Dies ist meines Meisters Lehre,
Liebe war sein erst Gebot,
Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod.“

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walter's felsenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„Wahrlich“, ruft sie, „solche Worte
Kommen von der Erde nicht!“

„Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer sehnt ich mich nach oben,
Wo der Stern des Abends scheint.'

Und sie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht:
„Weihe mich zu Deinem Glauben,
O mein Herz, es faßt ihn leicht."

Und der Priester schöpft vom Quelle
Nah' an Wodan's Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodan's Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil',
Baut ein Münster auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltars
Ruhet Fridolin's Gebein *).

---

*) In Säckingen am Oberrhein.

2. Die Entstehung von Herrnalb.

Es irret der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durch's Thalgewinde;
Getrennt von seinem Jagdgesinde
Sucht er den Pfad beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin;
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster zieh'n.

Jetzt tönet einer Glocke Klang;
Er sieht von den verwachs'nen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Bußgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle,
Sie ist von hundert Kerzen helle,
Die Wände schmücket Waldesgrün;

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe,
Der Priester hebt, zur heil'gen Weihe,
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet;
Ihm ist's, er werd' hinaufgezogen
Aus wild empörten Meereswogen,
In's Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
„Geht hin, zur stillen Ruh', ihr Müden,

Und Du auch, Berthold, zeuch in Frieden.
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dies sagend, winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,
Und wie von einem Traum entbunden,
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim, im stillen Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Nachtgesicht.

„Wohl", ruft er, „ist die Deutung klar;
Wo jenes Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Kloster und Altar."

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelklaren Alb umzogen,
Erhebt sich schnell ein Gotteshaus.

---

3. Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, die Gefährten sind fern,
Rings herrschen Grausen und Schweigen,
Durch die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Und kein Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen;
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Die wagt er jetzt kühn zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und lustig läßt er hinab in's Thal
Noch einmal sein Hüfthorn ertönen.

Da wandeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen,
Es kommen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der vorderste winkt dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen,
Der Waidmann gehorcht, und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an
Und folgen in zierlichen Schritten.
Da plötzlich hört man krähen den Hahn
In des Wiesengrunds schlummernden Hütten.

Und Alles hält still und schaut empor,
Die Nacht sie will schon zerrinnen.
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor,
Und geht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht, wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

---

4. Hugo von Windeck.

„Sieh', was steht auf Windecks Thurme,
Da noch kaum der Morgen graut?
Fast erscheint es wie ein Ritter,
Der in's Thal herniederschaut."

Das ist Hugo's Geist, er kehret
Auf die Trümmer oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster,
Wendet er den trüben Blick.

Herrlich hier auf diesen Bergen
Blühte lange sein Geschlecht;
Hugo war von edler Sitte,
Kühn und menschlich im Gefecht.

Von den Frauen Strasburgs reichte
Ihm die schönste ihre Hand,
Doch Hiltrudens Herz blieb immer
Ihrer Heimath zugewandt.

Manche Stunde sah sie traurig
Nach dem schönen, hehren Dom,
Welchen Erwin's Hand gegründet,
An dem väterlichen Strom.

Hugo sprach mit süßen Worten:
„Komm' in's Abendroth hinaus,
Komm und sieh die Rehe springen
In des Waldes grünem Haus."

„Hörst ja gern der Vögel Stimmen,
Wandelst gern im Blumenduft,
Komm und laß den Falken steigen
Fröhlich in die goldne Luft."

Aber Hugo's Worte lullen
Nicht das Weh der Heimath ein,
Immer schaut sie nach dem Münster,
Immer schaut sie nach dem Rhein.

Einst sieht sie des Thurmes Spitze
Herrlich schimmern durch die Nacht;
Neue Sehnsucht weckt im Herzen
Der Beleuchtung hohe Pracht.

Und sie fleht den Gatten weinend:
„Morgen ist ein heil'ger Tag,
Gönne mir, daß ich ihn drüben
In dem Münster feiern mag.“

Hugo gibt ihr treue Diener
Auf die Betfahrt zum Geleit,
Und die Meß' im Dom zu hören
Kommt sie noch zu rechter Zeit.

Aber als der Priester segnet
Weht sie an ein kalter Hauch,
Als die Kerzen nun erlöschen,
Da verlöscht ihr Leben auch.

Abends liegt sie in dem Münster,
Eine Blumenkron' im Haar,
Wie am Thurme gestern, brennen
Lampen heut' um ihre Bahr'.

Hugo hört die Trauerkunde,
Und sein Herz erträgt es nicht,
Und man sieht ihn nicht mehr lächeln,
Bis sein Aug' im Tode bricht.

Auf die Trümmer seiner Veste
Kehrt sein Geist noch oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster
Wendet er den trüben Blick.

---

5. Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge
Da ist ein schwarzer See.
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit seinem Haselstab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab.

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund.
„Komm lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund."

„Im See, am Boden, wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergibst."

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

---

6. Florens.

Es zog einst König Dagobert
Zur Jagd auf stolzem Roß,
Er ritt den Hegenich *) entlang
Mit seinem Jägertroß.

Der frischen Fährten waren viel.
Doch nirgendwo ein Thier;
„Bei Gott“, rief Dagobert im Zorn,
„Ein Zaubrer hauset hier.“

Jetzt kommt er tiefer in den Forst,
Wo ein Kapellchen steht;
Ein Klausner sitzt an einem Kreuz,
Vertiefet in Gebet.

Und Hirsch und Rehe ohne Zahl
Sind um die Siedelei;
Sie liegen da, sie äsen da,
Und hegen keine Scheu.

„Wer bist Du?“ rief mit wildem Blick
Der König Dagobert.
„Durch welchen Zauber bannest Du
Das Wild an Deinen Heerd?“

„Ich diene dem, der Dich und mich
Erlöst' am Kreuzesstamm;
Lang leb' ich in der Wildniß schon
Und Florens ist mein Nam'.“

„Im Morgenroth, im Abendroth
Sing' ich dem Herren Lob,
Da kommen Hirsch und Rehe her
Und freuen sich darob.“

---

*) Hegenich, ein Königsforst zwischen Rhein und Main.

„Auch suchen sie beim Jagdgetös
An meiner Hütte Schutz,
Und sehen ruhig, ohne Furcht,
Des kecken Waidmanns Trutz."

„Es ist der Herr, der Wunder thut,
Ich bin sein armer Knecht,
Und wandle hin auf seinem Weg,
Einfältig fromm und recht."

Da sprang der König von dem Roß
Und sprach zum frommen Mann:
„Es sey gesetzt in diesem Forst
Dem Wilde Fried und Bann."

„Auch will ich auf der Stelle hier
Alsbald ein Münster bau'n,
Und seine Thürme sollen weit
Die Eichen überschau'n;"

„Und jeder Weidmann fei're da
Fortan sein Jubeljahr,
Und hänge Horn und Bogen auf
Als Opfer am Altar."

7. Der wilde Jäger im Odenwald.

Bei Hörnerklang
Bei Gejohl und Gesang
Was zieht dahin das Thal entlang?
Die Rosse trappeln, die Rüden bellen,
Und es will kein Sternlein die Nacht erhellen.

Sieh Fackelschein
Dort auf Rodenstein,
Da geht der brausende Zug hinein;

Es krächzte der alte Unglücksrabe
Und weckte den Jäger aus dem Grabe.

Um Mitternacht
Da ist er erwacht,
Er witterte Blut der nahen Schlacht,
Da schlug er an's Schwert mit knöchernen Händen,
Daß schnell zu ihm die Genossen sich fänden.

Sein Felsenhaus
Dort liegt es in Graus,
Dort zog er im Leben ein und aus,
Und freute sich, Menschen und Wild zu hetzen
Und mit rauchendem Blut den Forst zu netzen.

Auf Rodenstein
Da kehrt' er einst ein,
Da war eine Maid, gar hold und fein,
Wie die Engel Gottes auf Erden wallen;
Der Jäger er fand an ihr Gefallen.

Er sprach zu ihr
Mit frecher Begier:
„Hinüber auf Schnellerts folgst Du mir."
Die holde Jungfrau ergreift ein Zagen,
Doch hat sie den Muth: „Nein, nein" zu sagen.

Der Jägersmann
Blickt grimmig sie an:
„Nun sollst Du erfahren, was Rache kann!"
Mit diesen Worten eilt er von dannen,
Und sammelt um Mitternacht seine Mannen.

Er jagt zu Roß
Weit voran dem Troß,
Er umzingelt der Jungfrau stilles Schloß;
Bald lodern empor die wilden Flammen
Und schlagen über dem Dach zusammen.

Die Gluth so roth,
Das Geheul der Noth,
In wirbelnder Lohe der preisliche Tod!
Es möchten sich wohl die Stein erbarmen,
Der Jäger er spottet noch frech der Armen.

Im Morgengrau
Stürzt prasselnd der Bau,
Und der Rauch umdüstert den Wald und die Au.
Jetzt läßt der Jäger mit gräßlichem Höhnen
Ringsum die jubelnden Hörner tönen.

Da krächzt ein Rab'
Von einem Baum herab,
Er krächzet dreimal: „In's Grab! in's Grab!"
Da sinkt der Jäger vom Pferde nieder,
Der Tod umhüllt ihm die Augenlieder.

Nach Schnellerts hin
Seine Mannen zieh'n,
Sie bedecken den Leichnam mit Tannengrün;
Da schließt sich vor ihm die Burgkapelle,
Es duldet ihn nicht an geweihter Stelle.

Schürt Kriegeswuth
Die verderbliche Glut,
So weckt ihn im Sarge Geruch von Blut;
Es kommt geflogen der greise Rabe
Und krächzet dreimal auf seinem Grabe.

Bei Hörnerschall,
Bei Peitschenknall
Zieht er dann mit seinen Genossen all
Hinüber auf Rodensteins öde Trümmer,
Und in Lüften entsteht ein kläglich Gewimmer.

---

8. Garlinde.

Es irrt bei Dunkelheit und Regen
Ein Ritter durch die Wildniß hin,
Er muß auf unbekannten Wegen
Zu einem frommen Opfer zieh'n.

Sein Roß will ihn nicht weiter tragen,
Der Sturm erhebet sich mit Macht;
Da hört er eine Glocke schlagen,
Sie kündet schon die Mitternacht.

Und vor ihm ragen hoch die Zinnen
Von einem alten, festen Schloß,
Und schnell, das Obdach zu gewinnen,
Spornt er auf's Neu' das müde Roß.

Doch in der Burg ist tiefes Schweigen,
Wie auf der Haide um ein Grab,
Und über Thor und Brücken neigen
Uralte Rüstern sich herab.

Der Ritter geht, nicht ohne Schauer,
Hin durch des Hofes öden Raum,
In einem Ring, an einer Mauer,
Befestigt er des Pferdes Zaum.

Und plötzlich sieht er an den Fenstern
Ein Lichtlein wandern hin und her.
„Ha!" ruft er, „bin ich bei Gespenstern,
So schütze mich des Kreuzes Wehr."

Und ohne Furcht, mit keckem Schritte
Steigt er die Wendeltrepp' hinan,
Und kommt in eines Ganges Mitte;
Ein Söller lehnet sich daran.

Zwölf weiße Marmorbilder stehen
Ringsum in Blenden, Geistern gleich,
Und dumpfe, kalte Lüfte wehen,
Als kämen sie vom Schattenreich.

Er öffnet ein Gemach; am Tische,
Bei einer Lampe mattem Schein,
Bleich wie der Marmor in der Nische,
Sitzt eine Jungfrau, zart und fein.

Der Schwermuth stille Trauer waltet
Auf ihrem holden Angesicht,
Sie hat die Hände fromm gefaltet,
Wie wenn man mit dem Himmel spricht.

Sie neigt sich freundlich vor dem Ritter,
Und scheint gerührt von seiner Noth;
Sie geht und holt aus einem Gitter
Zu seiner Labung Wein und Brot.

Doch was der Gast auch immer sage,
Sie giebt mit keinem Wort sich kund,
Sie sieht ihn an bei jeder Frage
Und legt den Finger auf den Mund.

Jetzt führt sie ihn, noch immer schweigend,
Zur Ruhe in ein Schlafgemach,
Und geht zurück, sich still verneigend,
Der Ritter schaut ihr staunend nach.

Dann wirft er sich auf's Lager nieder,
Ihm ist gar seltsamlich zu Muth.
Doch bald umstrickt der Schlaf die Glieder,
Und sänftigt sein empörtes Blut.

Und als ihn nun das rege Leben
Des Forstes weckt im Morgenschein,

Sieht er mit Grauen sich umgeben
Von wildbewachsenem Gestein.

Die alten grauen Warten liegen
Zerfallen da, in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Uhu und Sperber ein und aus.

Er sieht ein Grab, tief eingesunken,
Aus dem herauf der Moder weht,
Es hausen Molche drin und Unken,
Und auf dem Stein des Grabes steht:

„Hier ruht Garlindens Leib, gesprochen,
Hat sie ein Wort, in schnödem Trug;
Das Wort, es hat ein Herz gebrochen,
Wie keins so treu auf Erden schlug.“

„Die Todten wollen sie nicht dulden,
Darum sie auch nicht rasten mag,
Umirrend büßt sie ihr Verschulden
Bis zu dem großen Sühnungstag.“

---

9. Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme
Die zieh'n da ein und aus.

Durch die zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein;
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden,
Sie wurde lilienbleich,
Und sprach: „Nur still ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Heiderose,
Die steckte sie ins Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh' ich sie vor mir!
Ach! könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging alsbald zu ihr.

---

10. Das Grab auf der Haide.

Es kehrt ein Rittersmann heim vom Streit,
Seine Burg möcht' er bald erreichen;

Die Nacht ist schaurig, die Eule schreit,
Der Wind durchsauset die Eichen.

Jetzt sieht er nicht fern, mit blauem Schein
Ein Lichtlein sich plötzlich erheben,
Es flackert an einem Grabesstein,
Den Dorn und Nesseln umgeben.

Und an dem Stein lehnt eine Gestalt
Ein Mägdlein in weißem Kleide:
„Lieb Mägdlein, es ist die Nacht so kalt,
Was machst Du allein auf der Heide?"

„Mein Geliebter kommt heut aus fernem Land,
Er hat mir die Ehe versprochen.
Dies goldne Ringlein gab er zum Pfand,
Darauf ist sein Name gestochen."

„Dein Geliebter er hat gar leichten Sinn,
Die Fremde hält ihn gebunden,
Sein Ringlein, wirf es in's Wasser hin,
Ein schönres ist Dir gefunden."

„Ich nehme Dich mit mir auf mein Schloß,
Hinweg mit vergeblichem Harme!"
Der junge Ritter springt rasch vom Roß,
Und schlingt um das Mägdlein die Arme.

„Dein Mund ist kälter als Eis, mir graut!
Du wirst an der Brust mir erblassen."
„Ha! kennst Du denn nicht mehr Deine Braut,
Die Du so treulos verlassen?"

„Jetzt hab' ich Dich wieder, hier ist mein Haus,
Da soll uns nichts mehr entzweien.
Am Tage da ruh'n wir, und geh'n heraus,
Wenn die Eulen um Mitternacht schreien."

Sie küßt ihn, ihr Kuß ist kalt wie der Tod,
Sie ruft: „Nun bist Du der Meine!“
Sie drückt ihn an's Herz, beim Morgenroth
Da liegt er verblichen am Steine.

---

11. Das Burgfräulein.

In allemannischer Mundart.

Dört usem Tannenberri
Steht e' verfalles Schloß,
Do wörde in de Klamme
Bi Nacht des Ritters Roß.

Do quellt e' Felsebrünnle,
Der Platz is küöl un grün;
S' Burgfräule kommt am Obed
Zuem Felsenbrünnle hin.

Sie wäscht mit frischem Wasser
Ihr G'siecht wie Milch und Bluet,
Se flecht ihr Hoor zue Zöpfe,
Un's steht er gar zu guet.

Se rieft em Edelknabe
Daß er er d' Zitter bringt,
'S erweckt e lieblis Graue,
Wenn se so spielt un singt.

Doch dörf mer se nit störe,
Sunst het me gli sin Lohn;
Em Förster isch es gschehne,
Er seit nit gern dervun.

E' mol, im Ruhsch, do nimmt er
'S Burgfräule in de Arm,

Der Wi und d' Lieb se mache
Eim au im Winter warm.

Schnell sumßt's em vor de Ore,
Wie uus me Immestok,
Und zwische seine Beine
Bäumt si e' schwarzer Bok.

Der rennt mit em dur abe,
Bis an e Hanfröz hin,
Und wirft en dri und mäckert,
Di Rusch wurd bald vergin.

Er isch em nu vergange,
Wie d' Luscht no fremdem Brot.
Hört er's Burgfräule nenne,
Gli wurd er wiß un roth.

Und hätt's kei Mensch erfahre,
Er gäb si beste Rock;
Denn wer en bös will mache,
Seit nu, wie spricht der Bock?

Inhalt.

Seite

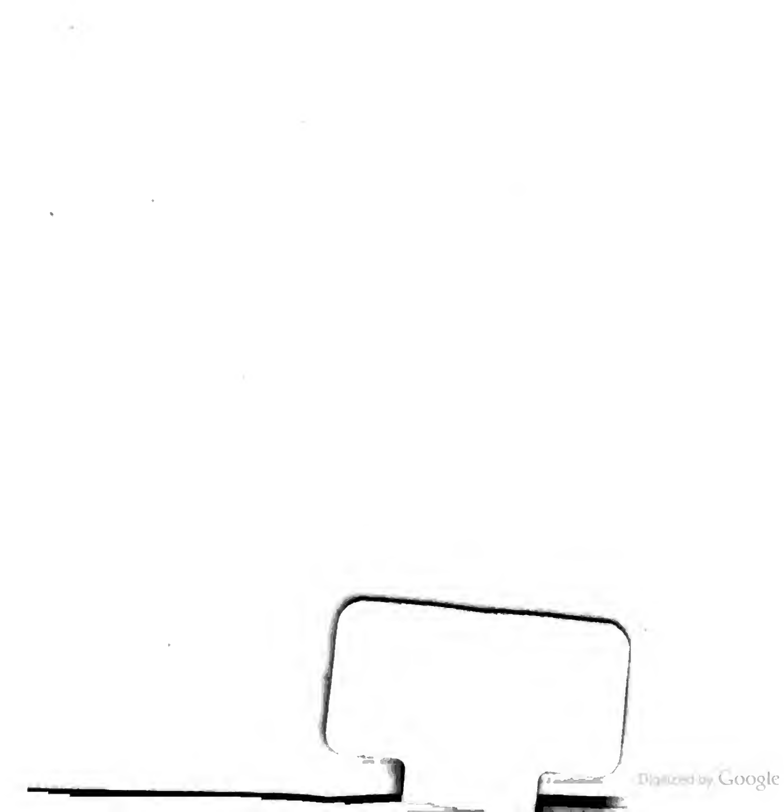
Vorrede VII
1. Der Poppele von Hohenkrähen 3
2. Sanct Landolin's Bad 6
3. Tegelstein 8
4. Fürstenzell 10
5. Die Teufelskanzel 16
6. Das Bergweiblein 18
7. Der Bannacker 23
8. Die Wolfshöhle 26
9. Die Pfalz im Rheine 28
10. St. Goar 41
11. Die heilige Hildegard 43
12. Der Zweikampf bei Mainz 45
13. Der Wolfsbrunnen 47
14. Die Yburg 49

Seite
15. Das Brigittenschloß 51
16. Die Altenburg 54
17. Trifels 57
18. Der Teufelsstein 62
19. Der Kellermeister auf Arndburg 63
20. Die Dame von Schwanau 65
21. Der Burggeist auf Rodeck 67
22. Das Kloster bei Eberstein 70
23. König Pharamund 73
24. Lore Lay 77
25. Der Ritter von Boppard 79
26. Die drei Schwestern 81
27. Der Ritter von Angelach 86
28. Der Langenstein 92
29. Lauretta von Starkenburg 94
30. Der Minneberg 104
31. Der Hexenthurm in Bühl 106
32. Der Raubritter 109
33. Der Bogenschütze 113
34. Keller's Bild und Kreuz 121
35. Tiefenau 125
36. Die Hütte bei Ebersteinburg 127
37. Der Klingel 128
38. Der Grafensprung 130
39. Die Teufelsmühle 132
40. Hilpertsloch 134
41. Das Brigittenschloß 135
42. Die drei Jungfrauen aus dem See 143

Seite
43. Baden und das Wildbad 146
44. Die Seeweiblein 147
45. Der Wildsee 149
46. Die Belagerung von Neueberstein 151
47. Wendelgard von Eberstein 157
48. Die Burg Calw 158
49. Der Ring 175
50. Gutenfels 179
51 Der närrische Fiedler 183
52 Das Windspiel 205

Anhang versifizirter Sagen.

1. Fridolin 233
2. Die Entstehung von Herrnalb 236
3. Der nächtliche Tanz 237
4. Hugo von Windeck 239
5. Der Mummelsee 241
6. Florens 242
7. Der wilde Jäger im Odenwalde 243
8. Garlinde 246
9. Die Jungfrau auf Burg Windeck 248
10. Das Grab auf der Haide 249
11. Das Burgfräulein. (In allemannischer Mundart) 251




Widener Library
3 2044 100 877 455
Digitized by Google